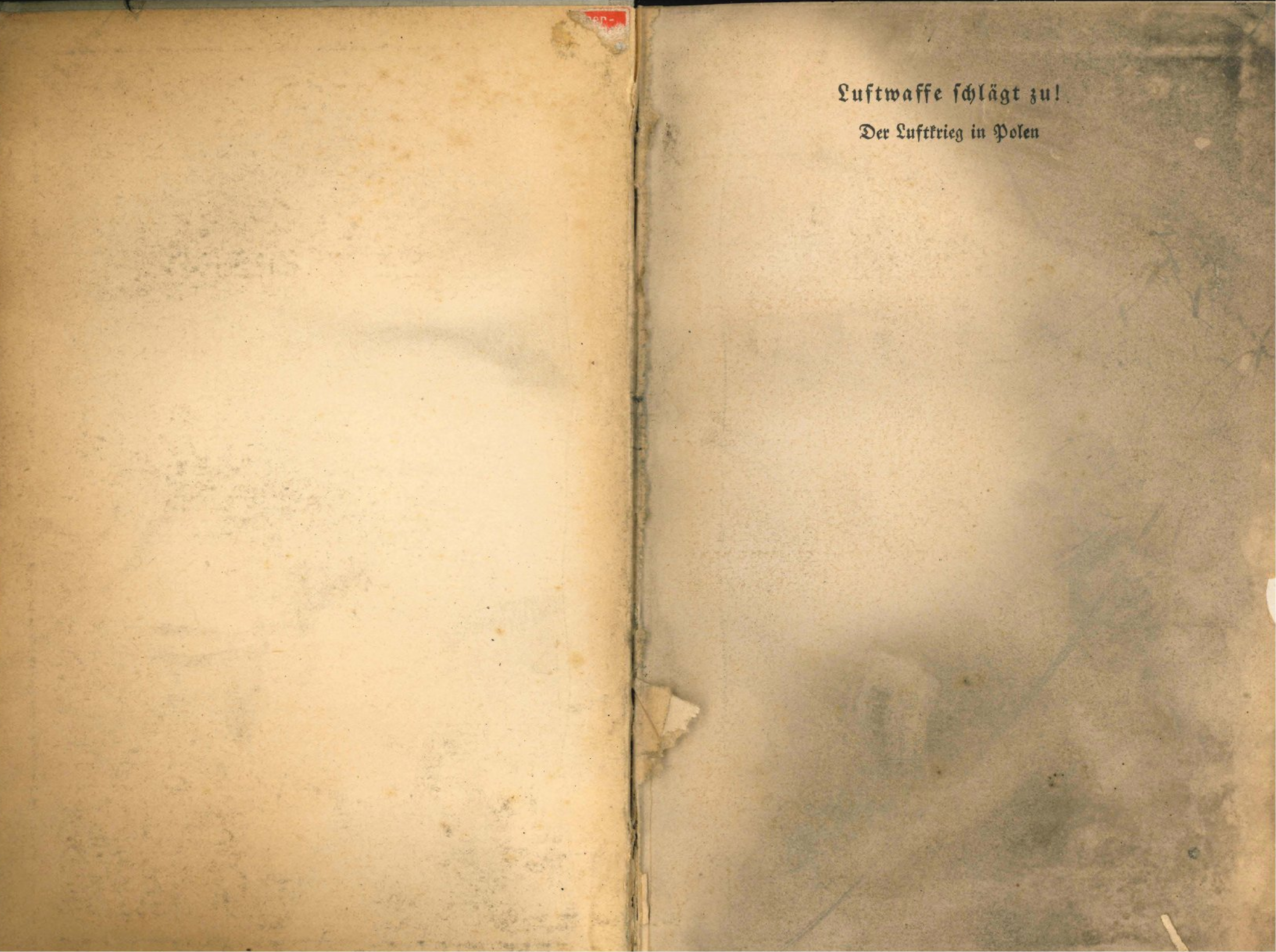


LUFTWAFFE SCHLÄGT ZU



Luftwaffe schlägt zu!

Der Luftkrieg in Polen



Der Führer und sein Generalfeldmarschall.

Luftwaffe schlägt zu!

Der Luftkrieg in Polen

Mit Unterstützung
des Oberbefehlshabers der Luftwaffe

Nach Frontberichten und eigenen Erlebnissen
von
Peter Supf

Militärische Darstellung
von
Major Lothar Schüttel

Mit 46 Aufnahmen und 4 Karten

Im Deutschen Verlag · Berlin

Zum Geleit!

Die deutsche Luftwaffe hat im polnischen Feldzug ihre erste große Feuertaufe empfangen. Sie hat sie siegreich und heldenhaft bestanden! Mit blitzschnellen, wuchtigen Schlägen wurde die Widerstandskraft des Gegners zur Luft innerhalb zweier Tage gebrochen. Die polnische Fliegertruppe wurde so entscheidend vernichtet, daß es keinem ihrer Flugzeuge gelang, einen Angriff auf die deutsche Heimat durchzuführen. In vorbildlichem Zusammenwirken mit den Verbänden des Heeres und der Marine haben unsere Flieger in zuvor noch nie erreichtem Ausmaß in den Erdkampf eingegriffen und durch ihr schneidiges Draufgehen entscheidend zu dem schnellen Sieg beigetragen.

Geboren aus nationalsozialistischem Geist hat sich die deutsche Luftwaffe der großen Tradition unserer Fliegerhelden des Weltkrieges würdig gezeigt. Ihre hervorragenden Taten und Leistungen sollen im deutschen Volk nie vergessen werden! Einsatzbereitschaft und Draufgängertum unseres jüngsten Wehrmachtteils sollen vor allem der deutschen Jugend Vorbild sein.

Aus den packenden und anschaulichen Schilderungen dieses Buches entsteht ein großartiges, lebensvolles Bild des Kampfes unserer Luftwaffe in dem polnischen Feldzug. Darum wünsche ich diesem Buch, daß es den Weg in die Hand eines jeden Deutschen findet als ein lebendes Denkmal der Heldentaten unserer siegreichen Luftwaffe und als Ehrenmal für die Tapferen, die ihr Leben gaben für Führer und Volk, für unser ewiges Deutschland!

Luftwaffe schlägt zu!

Von Peter Supf

Tage der Erwartung

Ein Nebelmorgen im polnischen Grenzland.
Ein paar Schritte abseits der großen Straße geht bedächtig ein Posten auf und ab. Schwach leuchtet der rote Sonnenball in dieser frühen Stunde durch die Nebelschleier, die über den Wiesen und Äckern liegen. Tiefe Stille ringsum. Nur die Baumspitzen ragen aus dem Nebelmeer, das die Bauernhäuser, die Gehöfte und drüben die weite Wiese zudeckt.
Wäre nicht dieser einsame Posten, nichts würde verraten, daß jener Wiesenpfad zu einem großen, voll besetzten Feldflughafen führt. Seinem Schutze dient auch das Maschinengewehrnest dort in dem Kartoffelacker, besetzt mit zwei Mann, von denen der eine ständig den Fernstecher zu dem noch dunstigen Himmel hebt. Flakbatterien stehen irgendwo gut getarnt in der Landschaft, vielleicht auch auf den flachen Dächern einiger Bauernhäuser.
Nun, da sich der Nebel lichtet, sieht man die Flugzeuge vor einem Wäldchen in „Kriegsstellung" rings um einen weiten Wiesenplatz stehen. Neben den Führerflugzeugen sind die graugrünen Zelte der Staffelkapitäne aufgeschlagen. Die Zelte der Besatzungen und des Bodenpersonals stehen, gleichfalls nicht weit von den Maschinen entfernt, am Rande des Wäldchens. Dort dampft auch die Feldküche, und dort sitzen, an die Baumstämme gelehnt, die jungen Flieger und trinken den heißen Morgenkaffee aus ihren Feldflaschen.
Bald strahlt die Sonne warm vom blauen Augusthimmel. Die Zelte werden hergerichtet. Der Bildoffizier tritt, einen gestern noch spät von einem Übungsflug heimgebrachten Filmstreifen gegen das Licht haltend, aus dem großen Zelt, in dem er seine fotografische Werkstatt untergebracht hat. Der Oberwerkmeister der Betriebskompanie geht prüfend

von Flugzeug zu Flugzeug. Hier und da bleibt er stehen und macht sich Notizen. Vor allen Kampfflugzeugen stecken bunte Fähnchen in der Erde, das ist ein Zeichen: diese Maschinen sind mit Bomben beladen. In ihren Schächten hängen die 50- und 250-Kilogramm-Bomben, die Maschinengewehre sind geladen, und die Munitionstrommeln liegen im Innern der Flugzeuge, zu großen Stapeln gehäuft, für die Schützen bereit.

Von den Munitionsbunkern her, die am Rande des Rollfeldes liegen, tönt Musik. Hier hat ein Staffelkapitän seine Männer um einen Rundfunkkoffer versammelt. Voller Erwartung liegen sie im taufrischen Gras. Denn nicht der leise gespielte Walzer mit seinen lieblichen Klängen ist es, was sie hören wollen. Auf *eine* Frage erwarten sie alle die Antwort: Geht es los? Mit dieser Frage sind sie schlafen gegangen, und mit dieser Frage sind sie aufgewacht. Diese Frage hängt, einer Gewitterwolke gleich mit elektrischer Spannung die Luft erfüllend, seit Tagen am Himmel Deutschlands. Wird es losgehen? Oder werden wir den Polen noch länger Zeit lassen, unsere deutschen Brüder von ihren Wohnstätten zu verschleppen und abzuschlachten? Werden wir auch weiterhin die frechen Grenzüberfälle polnischer Banden geduldig hinnehmen? Werden wir uns nicht endlich zur Wehr setzen? Oder wird dies alles nur ein großes Manöver bleiben, daß sie hier an den Grenzen aufmarschiert sind, die deutschen Divisionen; daß, ebenso wie hier auf einer pommerschen Wiese, in allen Grenzprovinzen, in Brandenburg, Schlesien, Mähren und im vom Mutterland getrennten Ostpreußen die Einheiten der deutschen Luftwaffe bereitstehen —?

Die Musik verklingt, ein paar gleichgültige Worte noch ... der Staffelkapitän stellt höhere Lautstärke ein ... und nun ertönt es weithin über den Platz: „Sie hören jetzt die Nachrichten des drahtlosen Dienstes!" Gespannt folgen alle den einzelnen Mitteilungen. Ernst und mit zusammengezogenen Brauen vernehmen sie die Meldungen von neuen Greueltaten der verhetzten Polen. Dann sind die Frühnachrichten beendet. Tief erregt, voll Zorn und ehrlicher Empörung tauschen die jungen Soldaten ihre Meinungen über das Gehörte aus. Die Antwort, auf die sie alle warten, ist auch diesmal wieder ausgeblieben ... und dann nimmt der Dienst seinen Lauf. Der Dienst, der sich hier draußen genau wie im Heimatflughafen abspielt: Exerzieren, Unterricht, Waffenreinigen ...

Die Männer der Flugbetriebskompanie führen an einer dreimotorigen Transportmaschine eine „Zehnstundenkontrolle" durch. Die Ventile werden nachgesehen, die Zündkerzen herausgeschraubt, kleine Reparaturen vorgenommen. Gezogen von einem schweren Trecker, rattert ein vierachsiger Güterwagen zu einer der unterirdischen Tankanlagen. Auf ihm steht ein ganzer Eisenbahnwaggon mit rund 20000 Liter Benzin. Die Tanks werden aufgefüllt, und der Waggon wird von seinem schwerfälligen Vorspann wieder abgeschleppt. Wie ein vorsintflutliches Untier sieht der Trecker aus den schlanken grauen Eisenvögeln gegenüber! Stampfend und ächzend rollt er zur Landstraße hinüber, der nächsten Bahnstation zu.

Von den Bunkern her tragen Soldaten 250-Kilogramm-Bomben zu einem Stapelplatz, der in unmittelbarer Nähe der Flugzeuge liegt. Wenn diese von einem Feindflug zurückkämen, so wäre das Beladen mit neuer Bombenlast in wenigen Minuten getan, die Flugzeuge könnten dann sofort von neuem starten und den Angriff wiederholen ... wenn, ja wenn ...

Heiß brennt die Sonne herab und wirft goldene Lichter auf die braungebrannten Körper der Soldaten, die nur mit Sporthosen und leichten Schuhen bekleidet sind. „Das könnte fast schon Spanien sein", meint obenhin ein alter Condorlegionär, der wegen seiner Kriegserfahrung viel beneidet wird, „ein bißchen heißer war's immerhin da unten, die Moros würden bei uns vor Kälte zittern. Aber laßt man, bis wir hier zum Kämpfen kommen, haben wir alle graue Bärte mit Eiszapfen drin. Es geht ja doch nicht los!"

Mittagszeit. Im Schatten des Wäldchens thront die Feldküche hoch oben auf einem Wagen. Die jungen Leute drängen sich lachend heran und nehmen in ihren Blechnäpfen vom schwitzenden Koch einen kräftigen „Schlag" Essen in Empfang. Es gibt Nudeln mit Gulasch. Die zufriedenen Gesichter zeigen, daß das ein sehr geschätztes Gericht ist. Dazu schneiden sich die Soldaten mit griffesten Messern eine dicke Scheibe von ihrem Kommißbrot. Nun sitzen sie rundum im Waldschatten und essen. Viel mehr als das Klappern der Löffel im Kochgeschirr ist nicht zu hören. Wenn der Soldat ißt, dann ißt er. Das ist eine fast heilige Handlung.

Wüßte man nicht, wozu diese jungen Männer hier sind, man könnte versucht sein, sich in ein Sportlager versetzt zu glauben, so friedlich scheint alles.

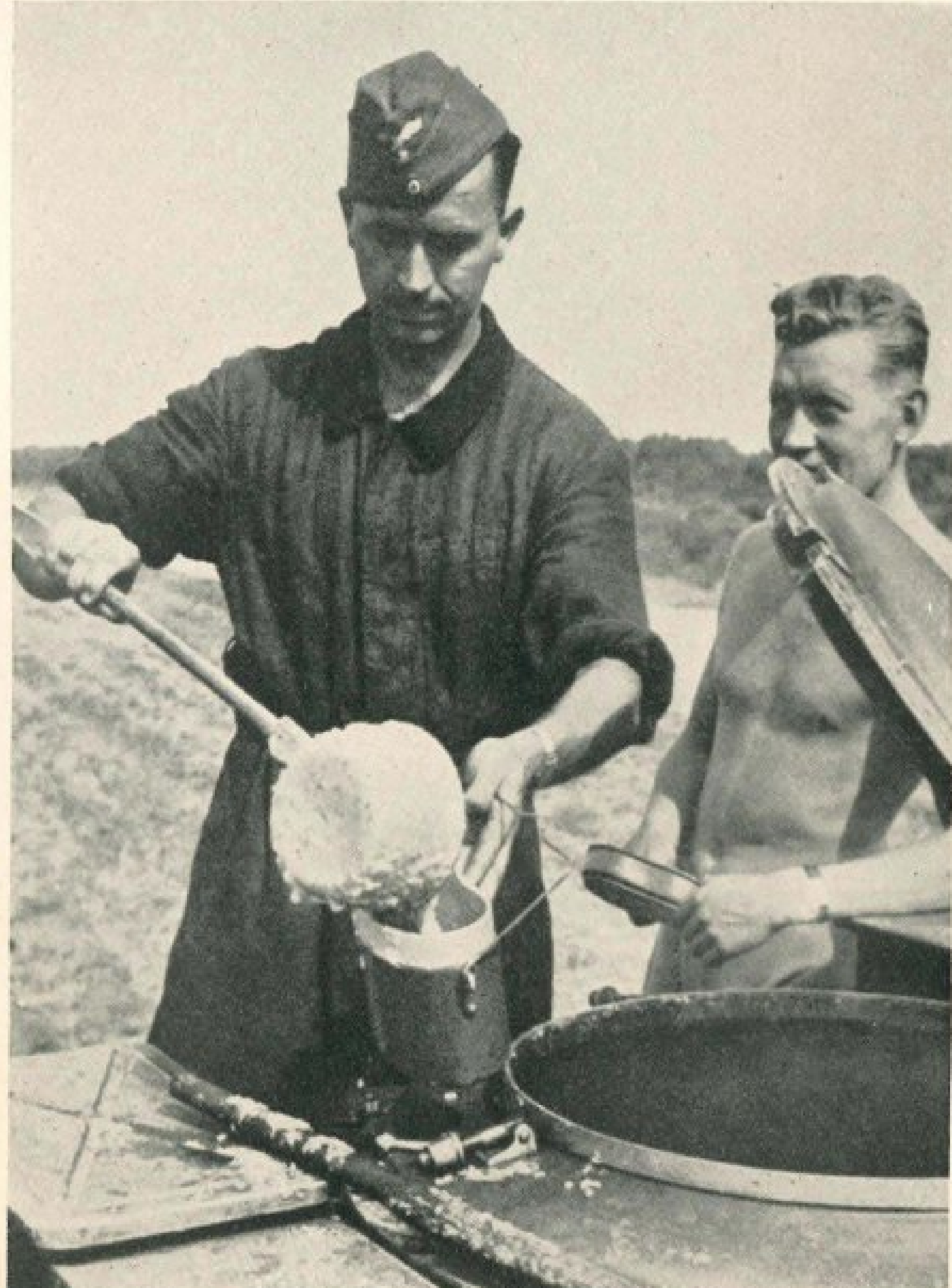
Aber es scheint eben nur so. Das hier sind keine Leichtathleten in Trainingslagern — das sind Flugzeugführer und Hilfsbeobachter, Funker und Männer vom Bodenpersonal, das sind Kraftfahrer und Fliegerschützen und Bordmechaniker, und wie sie alle heißen.
Und wenn sie erst die Fallschirmgurte angelegt und die Riemen der Fliegerhaube festgeschnallt haben, wenn sie in ihre Flugzeuge steigen, dann wird in diese jetzt lachenden Gesichter ein Zug harter Entschlossenheit kommen, und diese fröhlichen jungen Männer werden für den, der das Unglück haben sollte, ihr Feind zu sein, zu apokalyptischen Reitern.

In der Dämmerung kommen auf der nahen Landstraße lange Kolonnen daher, Wagen folgt Wagen, eine endlose Kette. Kolonnen aller Waffengattungen, dazwischen Tanks und Geschütze. Vor den Bauernhäusern stehen die Kinder und winken. Die jungen Soldaten winken lustig zurück. Die alten erfaßt eine seltsame Ergriffenheit. Oh, dieses unwissende, fröhliche Winken der schmalen Kinderhände! Sie kennen es noch von damals her, diese Alten, als sie schon einmal auszogen in einen Krieg, von dem sie meinten, er werde nur ein paar Wochen lang dauern. Und jetzt —? Hier —? Diese Fahrt zur Front im Zwielicht zwischen Tag und Nacht, zwischen Krieg und Frieden, wie oft noch würde sie sich wiederholen —? Heute nach Osten, morgen nach Westen. Wie oft noch würden sie winken, diese Kinderhände, den Soldaten zu, immer anderen, anderen ... den tapferen Soldaten ... Das Vaterland konnte ruhig sein, sie würden wieder fahren wie einst, heute gegen Polen und morgen „gegen Engelland“, wenn es sein mußte, wenn es die Polen, wenn es die Engländer so haben wollten ... wenn, ja wenn ...
Da stieg über einem fernen Kiefernwald ein blutroter Mond auf. Erst sah es aus, als finge der Wald an dieser Stelle zu brennen an. Dann hob sich die glühende Scheibe höher und höher. Ein magisches, unheimliches Rot fiel über die Landschaft. Verkündete die Blutröte dieses Augustmonds Krieg — —?

Funksprüche jagen durch den Äther, von Berlin zu den Luftflottenkommandos und weiter zu den einzelnen Divisionen, chiffrierte Befehle



Aus den Tagen der Erwartung: In der Augustsonne auf einem Feldflughafen im Grenzland.



Der „Schlag“ aus der Feldküche.





Der erste Einsatzbefehl. Sofor
werden auf der Karte Flugweg
Ziele und Flughöhe festgelegt

Start zum ersten Feindflug
Die Besatzung eines Stur
kampfflugzeuges geht an Bord

werden gesendet und empfangen. Die Männer von der Luftnachrichtentruppe haben alle Hände voll zu tun. Sie bewältigen den weitverzweigten Nachrichtenverkehr, richten neue Stationen ein, legen Feldkabel, denn alles muß telefonisch miteinander verbunden sein, die Stäbe, die unteren Dienststellen, die Unterkünfte, Baracken, Zelte ...
Es braucht nur ein Stichwort gegeben zu werden, und ein paar Minuten später, nachdem der Befehl in Berlin unterzeichnet worden ist, werden auf den Feldflughäfen, in Baracken und Zelten die Telefone klingeln. Dann werden die Männer aufspringen und in ihre Flugzeuge klettern, dann werden die Motoren dröhnen und die Ketten starten, eine nach der anderen, sie werden sich hinaufschrauben in den strahlenden Himmel und in vielen tausend Metern Höhe mit rasender Geschwindigkeit den befohlenen Zielen zufliegen ...

Als in später Nachmittagsstunde des 31. August die plötzliche Einberufung des Reichstags auf den 1. September bekannt wurde, fühlte jeder, daß die Entscheidung nah war. In der Rede des Führers flammte die ganze politische Entwicklung der letzten Jahre noch einmal auf. Es wurde der große außenpolitische Weg noch einmal gezeigt, den Adolf Hitler vom ersten Tage der Machtübernahme an offen vor aller Welt und von ihr unbeirrt gegangen war. Er führte zu dem gleichfalls allen erkennbaren Ziel der endgültigen und restlosen Befreiung vom Versailler Diktat. Ein deutscher Staatsmann konnte, wenn er nicht überhaupt darauf verzichten wollte, Politik zu treiben, kein anderes Ziel haben. Durch friedliche Revisionen war es dem Führer geglückt, ohne Blutvergießen Station um Station dieses schweren Passionsweges zu erreichen. Nun ging es um die letzte Station: Danzig und den Korridor. Die Notwendigkeit gerade dieser Revision war von einsichtigen, im übrigen keineswegs deutschfreundlichen Ausländern stets anerkannt worden.
Da aber gebot England, der Weltpolizist, halt. Diese Revision wollte es nicht mehr dulden. Es stärkte den Polen den Rücken und veranlaßte sie dadurch, auch nicht einmal auf die bescheidensten Revisionsvorschläge Deutschlands einzugehen. Durch die Garantie seiner und Frankreichs militärischer Unterstützung im Falle eines deutschen Angriffs fachte es den polnischen Chauvinismus bis zur Weißglut an. Die grausamen

Instinkte des polnischen Volkes wandten sich gegen die unter ihnen lebenden Deutschen und machten sich in ungeheuerlichen Verbrechen Luft, deren ganzes furchtbares Ausmaß erst nach der Besetzung Polens aufgedeckt wurde.
Warum wiegelte England die Polen gegen Deutschland auf? Warum wollte es dieser vor kurzem selbst noch von englischen Politikern als berechtigt anerkannten Revision nicht zustimmen? Weil gewisse englische Staatsmänner gar nicht glaubten, was sie behaupteten, daß nämlich Adolf Hitler unter dem Vorwand von Revisionen in Wirklichkeit viel weiter gehende imperialistische Ziele verfolge. Sie wußten genau, daß, abgesehen von der selbstverständlichen Forderung der geraubten Kolonien, Danzig und der Korridor tatsächlich die letzte Revisionsforderung des deutschen Staatsoberhauptes war. Wo hätten sie dann, wenn sie dieser an sich für England durchaus belanglosen und selbst für Polen nicht schwerwiegenden Revision zugestimmt hätten, in Zukunft einen plausiblen Kriegsgrund finden können, plausibel genug, um andere Völker gegen Deutschland in den Krieg zu hetzen? Es ging diesen Staatsmännern ja gar nicht um Danzig oder den Korridor oder gar um Polen, für das sie sich so scheinheilig einsetzten, sondern ausschließlich um den letzten Kriegsgrund, den sie dem englischen und vor allem dem französischen Volke, wenn auch mit schwachen Argumenten, glaubhaft machen konnten. Das entlarvt sie als das, was sie in Wahrheit sind, als die eigentlichen Kriegshetzer, denen Revision und Polen nur Vorwände sind, um ihre eigensüchtigen, rein britischen Interessen zu verfolgen und die englische Vorherrschaft in Europa aufrechterhalten und auch weiterhin den Weltpolizisten spielen zu können. Zu diesem Zweck aber glaubten sie das ihnen unter der Führung Adolf Hitlers schon längst wieder zu mächtig gewordene Deutschland niederringen zu müssen, wie englische Staatsmänner es im Verlaufe der englischen Geschichte mit allen Staaten getan haben, die ihrer angemaßten Weltherrschaft hätten gefährlich werden können. Folgerichtig setzte sogleich die Einkreisungspolitik gegen Deutschland wieder ein. Nur daß es diesmal der deutschen Diplomatie gelang, die Einkreisung zu vereiteln. Das von der englischen Diplomatie umworbene Rußland schloß mit Deutschland einen Nichtangriffspakt ab, dem bald ein Freundschaftsvertrag folgte. So war der Rücken für Deutschland frei. Ein starkes Italien war im Süden Deutschlands Freund. Und diesmal stand ein anderes, zum Volksstaat gereiftes und fest geführtes Deutschland dem englischen Einkreisungsversuch gegenüber als das Deutschland von 1914.

Nun ging die englische Unheilssaat in Polen auf. Die Machtansprüche der polnischen Politiker stiegen ins Ungemessene. Wahnwitzige polnische Heerführer träumten vom zerschlagenen deutschen Heer, von Siegen über eine untaugliche und weit überschätzte Luftwaffe, von der Entscheidungsschlacht vor den Toren Berlins und ihrem feierlichen Einzug in die deutsche Hauptstadt. Neue entsetzliche Morde an Volksdeutschen und neue Grenzüberfälle hatten sich in der Nacht vom 31. August zum 1. September ereignet. Zum erstenmal hatten in der vergangenen Nacht sich auch reguläre polnische Soldaten an diesen Überfällen auf deutsches Reichsgebiet beteiligt. Nach allgemeinem Völkerrecht waren damit die Polen die Angreifer. England war von seiner Garantie frei, wenn es diesen Krieg nicht wollte. Daß es ihn wollte, zeigte das englische Ultimatum. Jetzt war Deutschlands Geduld erschöpft. Von nun an, so verkündete der Führer in seiner Rede, wurde Gewalt mit Gewalt beantwortet.

An diesem Tage erließ Generalfeldmarschall Göring folgenden Tagesbefehl:

Kameraden!

Wochen und Monate habt Ihr mit geballten Fäusten und zusammengebissenen Zähnen die unerhörten und unglaublichen Provokationen erlebt, die ein dem Wahnsinn des Versailler Diktats entsprungenes Staatsgebilde dem Großdeutschen Reich zu bieten wagte. Das Maß ist voll. Nicht länger mehr kann das deutsche Volk dem verbrecherischen Treiben zusehen, dem schon Hunderte und Tausende unserer Volksgenossen in den ehemaligen deutschen Ostprovinzen zum Opfer fielen. Jedes weitere Zögern wäre jetzt gleichbedeutend mit der Aufgabe der heiligen Lebensrechte der deutschen Nation.
Kameraden! Der Führer hat gerufen! Eure große Stunde ist da! Die Luftwaffe — jahrelang wirksamstes Instrument der Friedenspolitik des Führers — hat nun zu beweisen, daß sie in dem entscheidenden Augenblick zur Erfüllung ihrer gewaltigen Aufgaben zur Stelle ist. Grenzenlos ist das Vertrauen des Führers und des deutschen Volkes zu Euch. Als Euer Oberbefehlshaber bin ich stolz und glücklich darüber, denn ich weiß mit

2*

felsenfester Gewißheit, daß jeder einzelne unter Euch sich dieses Vertrauens in jeder Weise würdig zeigen wird.
Flieger! In blitzschnellem Zupacken werdet Ihr den Feind vernichten, wo er sich zum Kampfe stellt oder in der Auflösung zurückflutet. Ihr werdet jeden Widerstand zermürben und zerbrechen mit letztem opferfreudigem Einsatz.
Männer der Bodenorganisation! Ihr werdet freudig und gewissenhaft den Einsatz und die Sicherheit Eurer Kameraden in der Luft vorbereiten und gewährleisten.
Flakartilleristen! Ihr werdet jeden Angreifer herunterholen. Jeder Schuß aus Euren Geschützen wird dem Leben Eurer Frauen, Mütter und Kinder, wird dem ganzen deutschen Volke die Sicherheit verbürgen.
Funker! Ihr seid die Träger des raschen und reibungslosen Zusammenwirkens in unserer Waffe. Ihr gebt unserer Waffe die Möglichkeit, den eigenen alles überrennenden Angriff voranzutragen und den feindlichen Gegenstoß rechtzeitig abzufangen und zum Scheitern zu bringen.
Kameraden! Jedem von Euch blicke ich jetzt ins Auge und verpflichte jeden von Euch, alles zu geben für Volk und Vaterland. An Eurer Spitze unser geliebter Führer, hinter Euch die ganze im Nationalsozialismus geeinte deutsche Nation. Da gibt es für uns nur eine Losung: Sieg!

1. September 1939

Hermann Göring,
Generalfeldmarschall.

Der erste Schlag – entscheidend!

Seit fünf Uhr fünfundvierzig am Morgen des 1. September traten die deutschen Truppen den Polen mit Waffengewalt entgegen. Gleichzeitig aus Ostpreußen, Pommern, Mähren und Oberschlesien hervorbrechend, während sie in der Mitte der Front sich zunächst noch zurückhielten, waren sie bereits in den Vormittagsstunden überall im Vormarsch. Von einigen Land- und Seefestungen abgesehen, konnten die Polen ihre Stellungen nirgends lange halten. Unter dem Druck unserer angreifenden Infanterie, die unter dem Schutz motorisierter Waffen, Panzerwagen und Artillerie, vorging, wichen sie zurück. Nur stellenweise, so bei Graudenz, setzten sie sich hartnäckig zur Wehr. Oft freilich genügten schon die als Aufklärer vorauseilenden gepanzerten Spähtrupps und Krad-Schützen, um die Polen zur Flucht von den Straßen in die Wälder zu veranlassen. Wo sie ernstlich Widerstand leisteten, wurde er von Panzern und auffahrender Artillerie gelockert und gebrochen.
Eins aber war anders, als man es von den letzten Kriegen her gewohnt war. Es war ein Kampf um die Straße. Wer von der Straße abwich, war verloren. Die unheimliche Schnelligkeit dieses Vormarsches hatte zur Folge, daß ganze feindliche Regimenter, ja Divisionen zunächst in die Wälder flüchteten, die erst später von ihnen gesäubert wurden. Darin liegt die Erklärung für die Entstehung eines in dieser Form und in diesem Umfang einmaligen Bandenkrieges, eines „Krieges" der Hecken- und Baumschützen, der Hinterhalte und nächtlichen Überfälle, der feigen, heimtückischen Morde.
Seit dem Morgen des 1. September griff auch die deutsche Luftwaffe überall in den Kampf ein. Ihr fiel zunächst eine dreifache Aufgabe zu. Sie hatte die polnischen Aufklärer, Jäger und Bomber vom Himmel

herunterzuholen, sie hatte die Flughäfen und Flugzeuge der polnischen Luftwaffe auf der Erde aufzuspüren und zu vernichten und ferner andere wichtige Erdziele, Festungen, Bahnhöfe, Bahnlinien, Militärtransporte, Brücken, Flugzeugfabriken und Munitionslager anzugreifen. Wie und mit welch verblüffender Schnelligkeit die deutsche Luftwaffe diese vielfältigen Aufgaben gelöst hat, übertraf selbst die höchsten Erwartungen bei weitem. Auf besonderen Befehl des Führers hatte sie dabei ihre Angriffe nur auf militärische Ziele zu richten und die Zivilbevölkerung zu schonen.

Einer der ersten Angriffe der deutschen Luftwaffe erfolgte aus dem Raum von Ostpreußen heraus. Es sollte die schwer ausgebaute Bunkerstellung bei Dirschau mit Bomben belegt werden. Trotz dem nebeligen Wetter startete in aller Frühe von Elbing aus eine Staffel der Sturzkampfflieger. Durch Wolkenlöcher stieß sie über dem Ziel in die immer noch nebelgraue Tiefe. Aus dem Dunst heraus wuchs den Sturzkampffliegern die flache Landschaft entgegen, da lag die riesige Brücke, da war die feindliche Stellung, und da waren auch die festen Bunker. Auf diese warfen sie aus geringer Höhe ihre Bombenlast ab und verschwanden im Tiefflug.

Überall sind an diesem ersten Kampftag die Stukas, wie man kurz die Sturzkampfflieger nennt, bei der Arbeit, stürzen sie auf Flugplätze, Bahnhöfe, Bunker und andere wichtige militärische Ziele herab. Überall sieht man ihre gefürchteten Staffeln über den Himmel ziehen. Am Ziel angelangt, gibt der Staffelkapitän den Befehl zum Angriff. Durch ihre Kehlkopfmikrophone hören die Flugzeugführer die Stimme ihres Kapitäns, der bereits seine Maschine über die linke Tragfläche nach unten stürzen läßt, die zweite Maschine folgt, die dritte, die vierte ... Jetzt rasen sie alle aus 7000 Meter Höhe mit einer Geschwindigkeit von 600 Stundenkilometer der Erde zu. Allein schon dieser tolle Sturz, bei dem sich der Luftdruck auf das Sieben- bis Achtfache des Körpergewichts erhöht, stellt gewaltige Anforderungen an Geist und Körper des Piloten. Dazu kommt meist noch die feindliche Abwehr durch Flak und Maschinengewehr. Jedesmal bis zum Äußersten steigert sich die Spannung, wenn das Ziel heransaust, der Bunker, die Brücke, der Bahnhof, das Munitionslager, kurz alles, was man als Punktziel bezeichnet, wenn der Augenblick des Auslösens und Abfangens heranrückt und

die Bomben fallen. Die Treffsicherheit der Sturzkampfflieger ist erstaunlich. Sie jagen ihre riesigen Geschosse gleichsam ins Schwarze des Ziels. Nach dem Abfangen starren aus der Kurve heraus die Augen des Funkers zielwärts, und meist gelingt es auch dem Flugzeugführer, trotzdem er mit der Maschine alle Hände voll zu tun hat, mit einem kurzen Seitenblick nach unten die ungefähre Wirkung des Angriffs festzustellen. Rotes Aufblitzen des Feuers im Ziel, eine schwarzbraune Rauchsäule, die zum Himmel aufsteigt und sich gewaltig nach allen Seiten ausdehnt, zeigen den Erfolg.

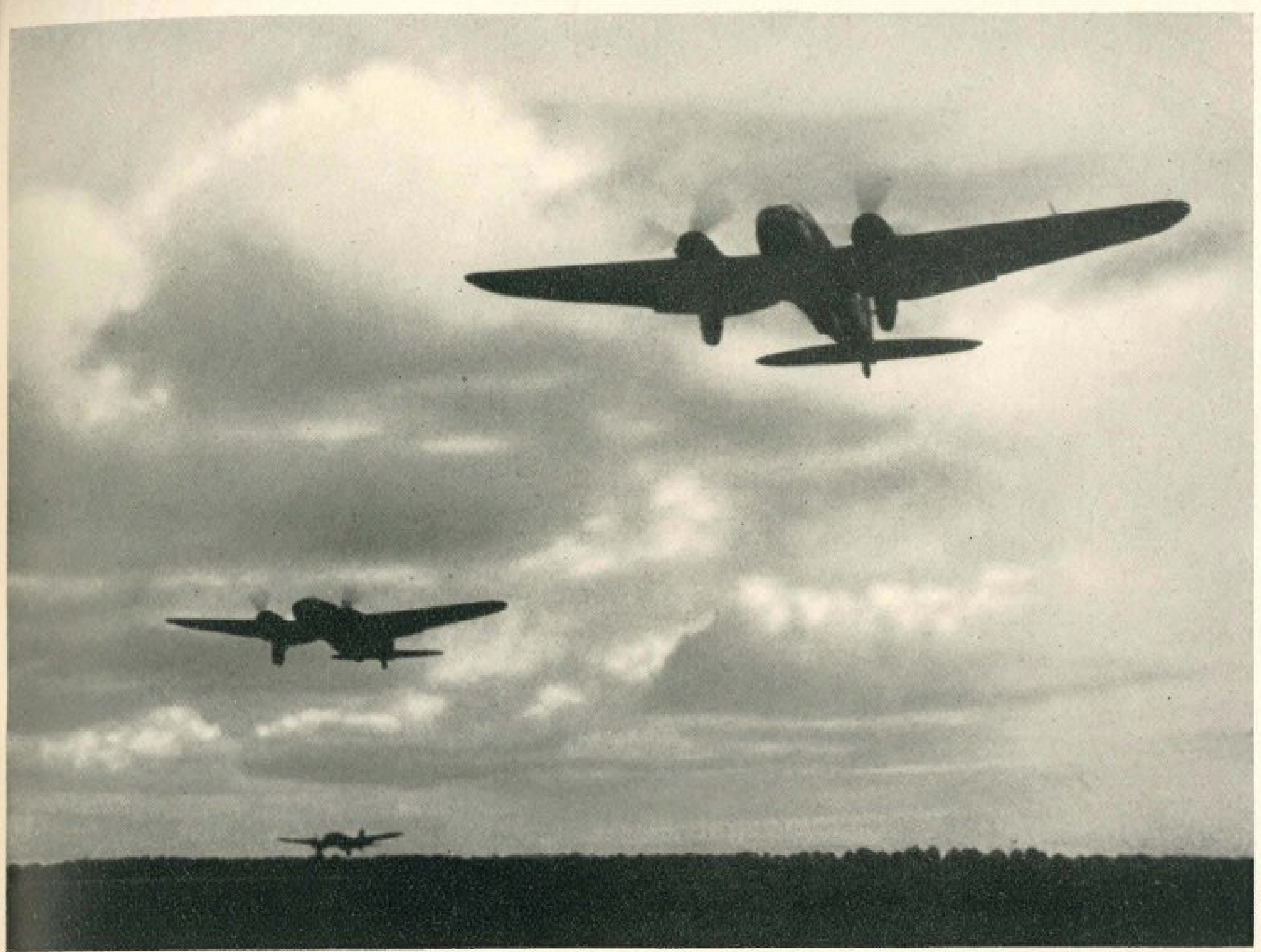
Die Sturzkampfflieger haben sich neben den Jagdfliegern den Ruf größter Verwegenheit erworben. Dieser besondere Grad der Verwegenheit prägt sich auch in den Gesichtszügen aus. Es hat sich ein Typus der Sturzkampfflieger entwickelt, wie etwa Manfred von Richthofen zum Urbild des Jagdfliegers geworden ist. Schon die Tatsache, daß auch der Kommandeur selbst seine Sturzmaschine besteigt, daß auch sein Adjutant die zweite der Sturzmaschinen mit dem blauen Band fliegt, zeigt, daß hier das Äußerste an Einsatz des Verbandes verlangt wird.

Von Pommern her erfolgte der erste Bombenangriff mit Kampfflugzeugen auf militärische Ziele im Korridor. Nach einem Schlechtwetterflug — die Sonne war nur kurz zum Vorschein gekommen und wieder hinter einer grauen Nebelwand verschwunden — einem Flug, der an Flugzeugführer, Funker und Beobachter große Anforderungen stellte, erreichten die Kampfflugzeuge in großer Höhe den polnischen Land- und Seeflughafen Putzig. Gerade als sie sich ihren Zielen näherten, hatten sie das Glück, daß das Wetter sich aufklärte, die Wolkendecke zerriß und sie die Flughäfen mit ihren Anlagen deutlich unten liegen sahen.

Vorn in der Bugkanzel eines jeden Flugzeugs liegt der Beobachter hinter seinem Maschinengewehr und peilt das Ziel an. Er ist zugleich der Bombenschütze. Da dringt ein leises, hohles Knallen zu ihnen herauf. Der Flugzeugführer des mittleren Flugzeugs der ersten Kette wiegt lauschend den Kopf und hebt die Hand, auch er hat das Geräusch gehört. Schießen sie schon? Als er sich umblickt, grinst ihm der Funker verständnisvoll ins Gesicht. Polnische Flak!

Jetzt liegt der Seeflughafen vor ihnen. Der Beobachter gibt kleine Zeichen mit der Hand, nach denen sich der Flugzeugführer richtet. Das

Flugzeug ist jetzt eingewinkt, er stellt eine schnelle Berechnung an und dann — dann löst er die Bomben aus.
Ein schwacher Ruck geht durch das Flugzeug. Die Bomben fallen. Erst liegen sie noch waagerecht, dann senken sich ihre Köpfe, einige fangen an zu torkeln, andere verfolgen ruhig ihre Bahn. Alle aber schlagen unten in den Polenhafen ein. Feuerschein und Rauchwolken lassen erkennen, daß die meisten Bomben gut getroffen haben. Einzelheiten sind aus dieser großen Höhe nicht festzustellen. Einige sind ins Wasser gefallen und mächtige Fontänen spritzen hoch. Mitten aus einem großen Gebäude entwickelt sich eine gewaltige Sprengwolke. Für Augenblicke sieht es aus, als ob sich der schwarze Kelch einer riesenhaften Blüte zeitlupenhaft öffnet, aus dem gelblichweiße Rauchschlangen gleich Staubgefäßen hervorwachsen.
Der Flugzeugführer des Führerflugzeugs und mit ihm die ganze Kette hat eine Linkskurve begonnen, um zum Heimatflughafen zurückzukehren. Der Auftrag ist erfüllt.
Schon an diesem ersten Kampftag wurden auch die Flughäfen der polnischen Hauptstadt mehrfach angegriffen. Droben in Ostpreußen verhindert die schlechte Wetterlage um die Mittagszeit noch immer den Abflug einer Kampfgruppe gegen Okecie. Das ist der südlich von Warschau liegende Flugplatz. Er ist einer der wichtigsten Sammelplätze der polnischen Jagdflieger. Stets von neuem war der Start verschoben worden.
Draußen auf dem Rollfeld liegen im Schatten der Bombenlager die Mannschaften der einzelnen Staffeln und starren zwischen Nichtstun und Erwartung zum aufhellenden Sommerhimmel hinauf. Unter den bunten Sonnenschirmen vor dem Kasino sitzen die Offiziere. Sie sind voller Ungeduld. Immer wieder schauen auch sie zum Himmel empor. Vielsagende Blicke gelten dem Kommandeur, der sich jetzt erhebt und ruhig seinem Dienstzimmer zuschreitet. „Der Alte behandelt uns wie rohe Eier", bemerkt unzufrieden einer der Staffelkapitäne. „Alle anderen sind schon eingesetzt worden. Nur ausgerechnet unsere Gruppe nicht. So zerbrechlich sind wir doch schließlich gar nicht."
„Will uns vielleicht einwecken und horten für den nächsten Krieg", erklärt ein anderer ernsthaft, und alle lachen.
Der „Alte", er ist natürlich gar nicht so alt, lächelt ein wenig vor sich hin, als er sein Zimmer öffnet, ihm sind die Blicke seiner jungen Herren nicht



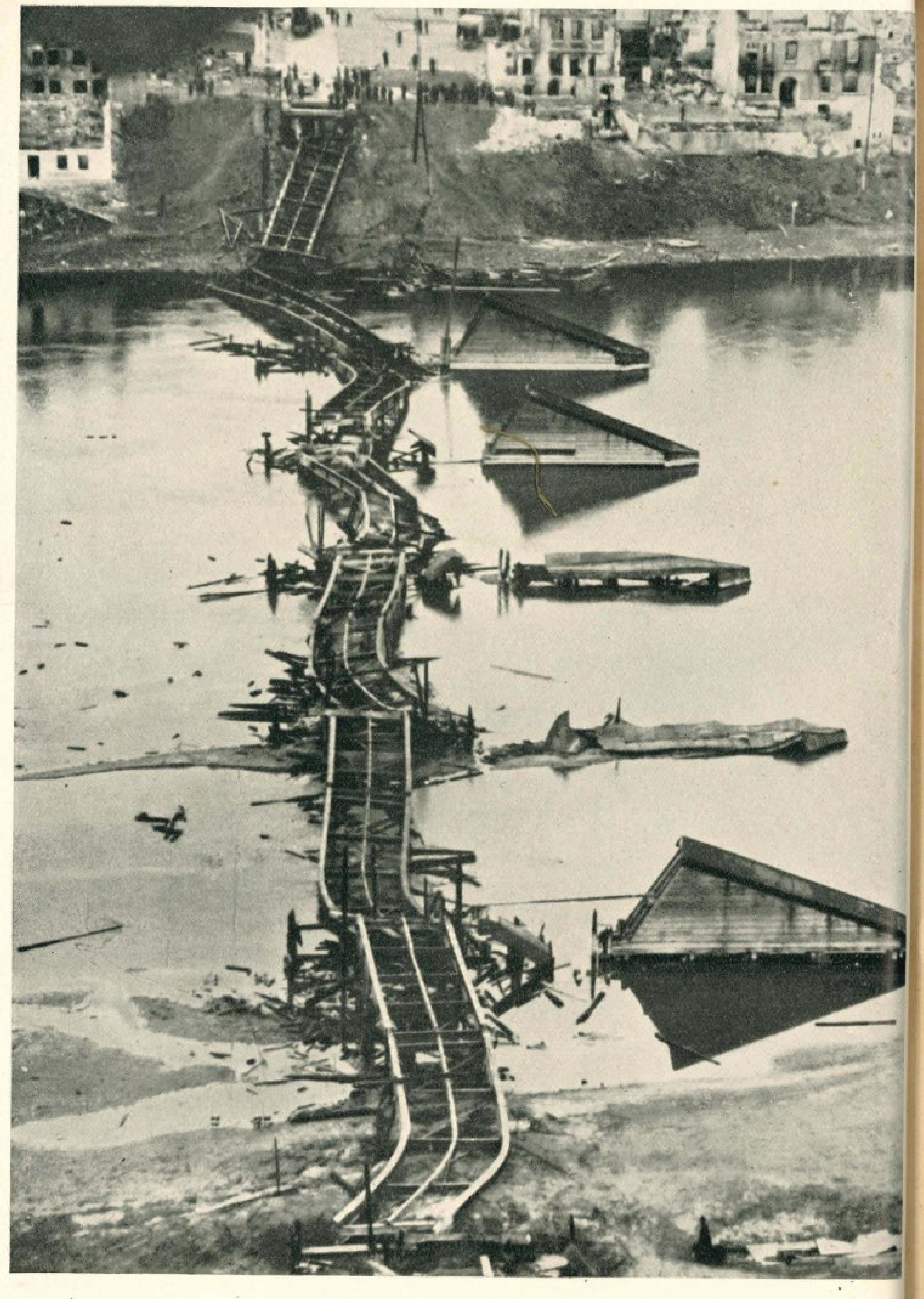
Eine Staffel Kampfflugzeuge startet bei Morgengrauen gegen den Feind.



Der Kampfflieger.

Ein Stuka ſetzt zum Sturzflug an.

So genau ſaßen unſere Bomben. Die Bahnlinie iſt an mehreren Stellen unterbrochen.



Die von den Polen vielfach gesprengte Brücke bei Wyszkow.

entgangen. Es fehlt ihm auch keineswegs an Verständnis für die Ungeduld seiner jungen Kameraden. Aber die Wettermeldungen sind eben zu schlecht, und er weiß noch vom Weltkrieg her, daß Überstürzung nur unnötige Verluste bringt und daß alle noch drankommen.
Vor zwei Stunden ist ein Aufklärer gestartet. Er muß bald zurück sein. Von den Meldungen, die er mitbringt, wird es abhängen, ob er, der Kommandeur, die Gruppe starten läßt oder nicht, denn er befiehlt hier.
Inzwischen ist es Nachmittag geworden. Endlich zeigt Motorengeräusch an, daß sich ein Flugzeug nähert. Alle Hälse recken sich. Alle Augen spähen wie gebannt nach oben. Wahrhaftig, er ist es! Da kommt der Aufklärer! Ein Motorrad mit Beiwagen rast dem landenden Flugzeug entgegen und holt den Beobachter zur Befehlsstelle. „Ihr werdet sehen", unkt ein schmalgesichtiger Oberleutnant von der Wasserkante, nachdem sich die Tür des Kommandeurzimmers hinter dem Beobachter geschlossen hat, „der Alte schickt uns auch heute wieder ohne Feindflug ins Bett." Aber da kommt ein Ruf von drinnen: „Kapitäne und Kettenführer zur Besprechung!" Die Offiziere drängen hinein, und während schon das Kommando „Startbereit machen!" draußen an die Staffeln weitergegeben wird, entwickelt der Kommandeur in kurzen Zügen die Lage: „Also, wir fliegen, meine Herren! Nach den Erfahrungen der ersten Feindflüge an anderen, vom Wetter begünstigteren Frontabschnitten", er blickt kurz und scharf von der vor ihm liegenden Karte auf und macht eine kleine Pause, um den Offizieren den Grund seines Zögerns eindringlicher klarwerden zu lassen, „ist kaum mit starker Flakabwehr zu rechnen. Die Wolkendecke über Warschau ist so weit aufgelockert, daß die Fluganlagen auch noch aus sechs- bis siebentausend Meter Höhe gut zu erkennen waren. Stellenweise sind feindliche Jäger aufgetaucht. Wir werden uns darauf einstellen und in geschlossenem Verband fliegen. Also dann, Hals- und Beinbruch, meine Herren!"
Eilig jagen die Wagen der Staffelkapitäne über den Flugplatz. Noch einmal wird die Lage mit der angetretenen Besatzung kurz durchgesprochen. Bis aufs Letzte hat die Bodenmannschaft alles vorbereitet. Eine Bombenlast von fast zwei Tonnen hängt im Abwurfschacht jedes Flugzeugs.
Dann dröhnen die Motoren. Kette um Kette löst sich vom Boden. Einer Himmelstreppe gleich steigen sie empor. Dann schwenken sie nach Südosten ein — Richtung Warschau.

Unter ihnen liegen jetzt die Wolken, hier noch dicht geballt. Die Luft ist diesig.

„Wir sind der linke ‚Kettenhund'", so berichtet ein Mann der Besatzung eines dieser Flugzeuge. „Sicher tauchen die roten Nasen unserer drei Ketten mit gleichbleibendem Abstand durch das Wolkenmeer, nur mit kleinen Schwankungen auf und nieder schwebend. Ab und zu winkt es von unserem rechten Nachbar, dem Führerflugzeug, zu uns herüber. In 4500 Meter Höhe legen wir die Sauerstoffmasken an. Die Rüssel der Kappen werden an den Sauerstoffbehälter angeschlossen, und wir saugen den belebenden Stoff in unsere Lungen. 5000 . . . 5500 . . . 6000. Langsam klettert der Höhenmesser noch um weitere 1000. Es ist verdammt kalt hier oben, reichlich 25 Grad. Wir reiben die klammen Hände aneinander, um sie beweglich zu erhalten. Aufmerksam suchen wir den Himmel ab. Noch ist von Polens Jagdflugzeugen nichts zu sehen. Wolkenfetzen bleiben unter uns zurück, immer wieder die Sicht auf die Erde freigebend. In zehn Minuten, rechnen wir, sind wir am Ziel. Die Spannung wächst. Aber nicht die geringste Erregung macht sich bemerkbar. Und doch ist es unser erster Feindflug!

Der Beobachter in der gläsernen Kanzel unserer schweren He 111 liegt wie ein Luchs auf der Lauer. Er ist zugleich Bombenschütze und bedient das MG. der Kanzel. Jetzt kriecht er auf dem Bauch ganz nach vorn und probiert sein Maschinengewehr. Vier, fünf Schüsse peitschen durch die Luft, Probeschüsse . . . Keine Ladehemmung, alles in Ordnung! In seinem Sitz aus Gurten und Metall, mit der Sicht nach oben und frei beweglich nach allen Seiten, sitzt der Bordschütze. Im äußersten Schwanzende des Flugzeugs liegt in der „Wanne" der dritte MG.-Schütze, der die Besatzung gegen einen von unten oder von rückwärts kommenden Feind zu verteidigen hat. Furchtbar ist die Kälte. Sie hat jetzt 40 Grad erreicht. Einem Mann der Besatzung fror die Sauerstoffmaske so fest an den Mund, daß er sich die Lippen blutig riß, als er sie abnahm.

Von Westen her fliegen wir Warschau an. Matt glänzt ein Flußbett durch das diesige Grau. Da sehen wir deutlich das Oval eines großen Flugplatzes auf uns zukommen. Und nun können wir sie erkennen, da unten stehen sie, säuberlich aneinandergereiht, zwanzig, vierzig, sechzig und mehr, der Stolz der Luftwaffe Polens, die polnischen Jäger. Wahrscheinlich sind sie startbereit, hatten die Absicht, die deutschen Kampfflugzeuge anzugreifen und womöglich zu vernichten. Zu spät! Rund dreißig Tonnen Bombenlast prasselt auf sie nieder. Rauch und Feuer umhüllen sie, und dieser Traum vom Polensieg ist ausgeträumt . . ."

Das war in Okecie, und so wie in Okecie wurden am 1. und 2. September von unseren Kampf- und Sturzkampffliegern die anderen Flughäfen der Polen angegriffen und zerstört. Unsere Luftwaffe spürte gleich in den ersten Tagen den weißen Adler in seinem Horst auf. Nahezu sämtliche polnischen Flughäfen wurden bereits in diesen zwei Tagen bombardiert, vielfach mit vernichtendem Erfolg. In diesen beiden Tagen wurden einundzwanzig von den dreiundzwanzig polnischen Militärfliegerhorsten fast völlig zerstört, darunter die Flughäfen Putzig, Graudenz, Posen, Lodz, Radom, Krakau, Lemberg, Brest, Lublin und Warschau-Okecie. Die in den Hallen und auf den Rollfeldern befindlichen Flugzeuge gingen dabei in Flammen auf. Ferner wurden auf den wichtigsten Bahnlinien die Gleisanlagen durch Bombentreffer gesprengt, Militärtransporte zum Entgleisen gebracht und im Rückmarsch begriffene Kolonnen mit Bomben belegt. Die Munitionsfabrik Skarzysko-Kamienna flog nach einem Angriff in die Luft. Insgesamt wurden bis zum Abend des 2. September hundertzwanzig polnische Flugzeuge vernichtet. Außerdem unterstützten mehrere Schlachtgeschwader wirkungsvoll den schnellen Vormarsch des Heeres. In Gdingen wurde der Kriegshafen bombardiert.

Dieser große und, wie sich später zeigte, für den polnischen Luftkrieg entscheidende Erfolg war nur möglich durch das glänzende Zusammenarbeiten unserer Kampf- und Sturzkampfflieger mit allen anderen Einheiten der Fliegertruppe, den Aufklärern, Jägern, Zerstörern, Schlachtfliegern und Transportern, mit der Flakartillerie und der Luftnachrichtentruppe.

Gewaltige Räume mußten von den Fernaufklärern gleich am ersten Tag aufgeklärt werden. Das erforderte ein unermüdliches Starten, Landen und Wiederstarten. So erkundeten drei Gruppen von Fernaufklärern von ihrem Einsatzflughafen bei Grottkau im Schlesischen aus bereits an diesem ersten Tag sämtliche dreiundzwanzig polnische Flughäfen und brachten reiches Bildmaterial von ihren Flügen zurück. Die Lichtbilder, auf denen die lohnenden Ziele von den Auswertern der Bildabteilungen besonders kenntlich gemacht waren, wurden sofort an die Kampf- und Sturzkampfgruppen des Geschwaders weitergeleitet. Von diesen wurden

am 1. September daraufhin die Flughäfen Krakau, Krosno und Moderowska mit Bomben belegt. Danach flogen die Fernaufklärer von neuem diese Flugplätze an, um die Wirkung der Angriffe zu erkunden und im Lichtbild festzuhalten. Noch am selben Abend konnte an Hand der Lichtbilder festgestellt werden, daß auf dem Krakauer Flugplatz die Hallen, die Unterkunftsgebäude und das Werftlager zerstört, das Rollfeld unbrauchbar gemacht und 32 Maschinen, darunter 24 Jäger, verbrannt oder schwer beschädigt worden waren. Auf dem Flugplatz Krosno brannte eine Halle völlig aus. Andere Hallen wurden von Bombentreffern durchschlagen. 26 Maschinen, hauptsächlich Jäger und Aufklärer, fielen diesem Angriff zum Opfer. Sechs weitere Flugzeuge verbrannten auf dem Rollfeld des Flugplatzes Moderowska.

Daß die einzelnen Schäden, daß die Zahl und sogar die Art der zerstörten Flugzeuge so genau erkannt und festgestellt werden konnten, das war nur dem schneidigen Einsatz der Fernaufklärer zu verdanken, die tief über dem Feinde herabgingen, um solch klare Aufnahmen zu ermöglichen.

Einer einzigen Fernaufklärerstaffel fiel die Aufgabe zu, von ihrem Einsatzhafen in Pommern aus am ersten Tage einen so gewaltigen Raum zu erkunden, wie er durch die Namen folgender Städte gekennzeichnet wird: Jarotschin—Kutno—Wloclawek—Thorn—Graudenz. Nur fünf Maschinen standen hierfür zur Verfügung, der Rest hatte andere Aufgaben. An diesem Tage wurden sie noch reichlich von polnischer Flak beschossen und zweimal, wenn auch vergeblich, von polnischen Jägern angegriffen.

Warum aber die polnischen Jäger schon am ersten Tag sich nur mehr spärlich hervorwagten, den Nah- und Fernaufklärern den Weg in polnisches Gebiet fast kampflos freigaben und die Kampf- und Sturzkampfflieger bei ihrer vernichtenden Tätigkeit kaum noch störten, die Lösung dieses Rätsels liegt bei den deutschen Jägern.

Kaum daß Morgendämmerung und Wetterverhältnisse des 1. September es gestatteten, erhoben sie sich aus ihren Horsten und flogen den Gegner, wo sie ihn trafen, mit solcher Wucht und Verwegenheit an, daß sich fast schon innerhalb dieses Tages das Schicksal der polnischen Luftwaffe entschied. Die Gewalt der deutschen Angriffe, die Überlegenheit der deutschen Flugzeuge und ihrer Waffen war derart, daß die polnischen Jäger sich von da an nur noch selten freiwillig zum Kampfe

stellten, in den meisten Fällen beim Herannahen der deutschen Jäger die Flucht ergriffen oder sich aus ihren Verstecken nicht mehr hervorwagten.

„Ich hatte den Auftrag, mit einem Schwarm meiner Staffel eine Stukagruppe beim Angriff auf die Flugplätze in der Nähe von Warschau zu schützen", erzählt der Staffelkapitän einer Zerstörergruppe — das ist eine Gruppe schwerer Jäger —, der es fertigbrachte am frühen Nachmittag des 1. September mit einem Schwarm von fünf Flugzeugen sechs Luftsiege zu erringen. „Als ich mit meinem Schwarm Warschau erreichte, sah ich, wie sich unter mir zwei bis drei Staffeln polnischer Jagdflugzeuge vom Typ PZL 24 hochschraubten. Ich gab das Angriffszeichen. Den Jäger, den ich angriff, beschoß ich aus 80 Meter Entfernung. Die Schüsse saßen, er montierte sofort ab. Der Flugzeugführer konnte sich mit einem Fallschirm retten. Er pendelte unbelästigt abwärts. Auch bei dem zweiten Gegner, auf den ich stieß, war ich erfolgreich. Ich ging bis auf 20 Meter an die feindliche Maschine heran und konnte sie in Brand schießen. Unterdessen hatte einer meiner Uneroffiziere einen anderen PZL brennend zum Absturz gebracht, der sich hinter meine Maschine gehängt hatte, um mich von rückwärts her anzugreifen. Ein anderer Unteroffizier befreite mich kurz danach aus der gleichen Gefahr. Auch ihm glückte es, den Polen, der mich von hinten angreifen wollte, abzuschießen. Meinen dritten Gegner konnte ich herunterdrücken und aus kürzester Entfernung das Feuer auf ihn eröffnen. Seine Maschine geriet sofort in Brand und explodierte, so daß Stücke von ihr über die Tragflächen meiner Maschine hinwegflogen. Auch noch ein anderer meiner Jäger war inzwischen erfolgreich gewesen. So hatten wir in knapp zehn Minuten sechs Luftsiege zu verzeichnen."

Und ähnlich mögen an den beiden ersten Kampftagen die Berichte anderer Staffelkapitäne gelautet haben. So schlicht und selbstverständlich sie auch klingen mögen, was steckt an Wagemut, Kühnheit und Angriffsgeist darin! Unsere Flieger suchten den Feind und kämpften ihn nieder, wo sie ihn fanden. Echter Boelcke-Richthofen-Geist war in ihnen! Sie setzten würdig die Tradition des Weltkrieges fort.

Weit über ihre eigentlichen Aufgaben hinaus griffen sie bereits in diesen ersten beiden Tagen, wo es notwendig war, auch in den Erdkampf ein. Zwei Staffeln eines Jagdgeschwaders, die schon am 2. September vorverlegt waren, um den Anflugweg zu verkürzen, erhielten an diesem

Tage den Auftrag, einen Kampffliegerverband gegen feindliche Jäger zu schützen. Der Verband, es waren Do 17, hatte die Aufgabe, Bomben auf die Rückzugsstraßen der sich bereits zur Flucht rüstenden polnischen Nordarmee zu werfen. Nach Erfüllung dieses Befehls — es hatten sich bei dieser Gelegenheit keine feindlichen Flugzeuge gezeigt — griffen die Jagdflieger auf eigene Faust in den Kampf um Graudenz ein. Die starke Festung war von den Angriffen des ersten Tages noch keineswegs erschüttert. Beim Überfliegen der angreifenden deutschen Infanterie bemerkte einer der Staffelkapitäne ein von der Infanterie ausgelegtes Zeichen: „Wir kommen nicht weiter, wir bitten um Unterstützung." Er verständigte die Kameraden, und ohne Zögern setzten sie regelrechte Tiefangriffe auf die betonierten polnischen Stellungen an. Sie ließen dabei das Feuer sämtlicher Waffen spielen, die sie an Bord hatten. Schon beim zweiten Angriff sah man, wie die polnischen Schützen sich zurückzogen, und nach dem dritten Tiefangriff brachen die deutschen Panzerwagen aus ihrer Deckung hervor, und die deutsche Infanterie stürmte die bis dahin uneinnehmbar gewesene Stellung. Es ertönte das laute „Hurra" der braven Soldaten. Trotz dem Motorenlärm hörten es die Flieger bis hinauf zu ihren Maschinen.
Damit griffen die Jäger schon in den Machtbereich der Schlachtflieger ein. Das Auftauchen deutscher Schlachtflieger, die im donnernden Tiefflug feindliche Stellungen, feuernde Batterien, vorgehende Panzerwagen und anreitende Kavallerie unmittelbar angriffen, trugen nicht weniger Verwirrung und Schrecken in das polnische Heer als die vom Himmel herabstürzenden und ihre furchtbaren Bomben dem Feind entgegenjagenden Stukas. Eine ihrer wichtigsten Aufgaben in diesen ersten Kriegstagen war, die eigenen vorstoßenden Panzerwagen zu schützen.
Eine Panzerabteilung war etwa 15 Kilometer weit über die vorderste Infanterielinie vorgedrungen und näherte sich rasch einem unübersichtlichen Gelände. Die Besatzungen der Panzerwagen konnten aus ihren Sehschlitzen heraus nichts Verdächtiges oder Außergewöhnliches feststellen und wären in einen Hinterhalt geraten, wenn nicht die zu ihrem Schutze bestimmten und in niedriger Höhe sie umkreisenden Schlachtflieger feindliche Panzerwagen beobachtet hätten, welche, die Landstraße flankierend und nach der Straße hin gut getarnt, am Rande eines abseits beginnenden Waldes Aufstellung genommen hatten. Mit 50 Kilogramm Bomben griffen die Schlachtflieger die polnische Panzerstellung an, und

innerhalb von wenigen Minuten waren die Panzer durchschlagen und zerstört. Ihre Bedienung wurde durch ein gleichzeitiges rasendes MG.-Feuer bis auf den letzten Mann getötet oder verjagt.
Nur gleichsam zur Vorsicht ließ der Staffelkapitän der Schlachtflieger zwei Bomben auf ein Wäldchen werfen, das einige Kilometer weiter seitlich der Straße lag. Der Erfolg war überraschend! Nach allen Seiten jagten gesattelte Pferde zwischen den Bäumen hervor, gefolgt von den Reitern, die sich bemühten, ihre Tiere auf offenem Felde wieder einzufangen. Einige MG.-Salven freilich schreckten sie schnell wieder hinter die Waldränder zurück. Mit Bomben wurde aufgerieben, was nicht aus dem Wäldchen entkam.
Die demoralisierende Wirkung dieser Angriffe wie auch derjenigen der Stukas war so groß, daß in der Nähe eines solchen Angriffs im Anmarsch begriffene Infanterie in regelloser Flucht zurückwich und trotz aller Bemühungen der Offiziere nicht mehr vorzubringen war. Das allein macht das schnelle Wanken aller polnischen Fronten, macht das haltlose Zurückfluten der polnischen Divisionen verständlich.
Ebenso wie die Schlachtflieger dienen die Nahaufklärer unmittelbar der kämpfenden Erdtruppe. Sie haben die Heerführung dauernd über den Verlauf der Linien, die Bewegungen des Feindes und etwa heranrückenden Nachschub auf dem laufenden zu halten. Das stellte bei den vom ersten Tage an weichenden Fronten der Polen und bei der Unübersichtlichkeit der weiten, wälderreichen polnischen Landschaft ganz außerordentlich hohe Anforderungen an unsere Aufklärer. Es gehörte der ganze Schwung, die ganze Begeisterung und Hingabe der jungen Aufklärungsflieger dazu, ihre Naherkundungen ständig vom Morgen bis zum Abend zu ergänzen und zu erneuern, so daß sich ihrer Aufmerksamkeit kein vorübergehendes Verschanzen und Festsetzen des Gegners, keine noch so schwache rückläufige Bewegung entzog, die unserer verfolgenden Infanterie hätte gefährlich werden können. Aber den scharfen Augen der geschulten Beobachter entging nichts! Keine frisch ausgehobenen Schützengräben, kein ängstlich getarntes MG.-Nest an einer Straßenkreuzung, keine im Wald versteckte Batteriestellung, keine Staubsäulen selbst auf fernen Straßen! Immer konnte nach eiliger Meldung und telefonischer Benachrichtigung auffahrende eigene Artillerie den oft erbitterten Widerstand brechen oder konnten vorstoßende Panzer ein Sammeln der feindlichen Truppen verhindern. Die nie nachlassende Tatkraft

der Nahaufklärer wird auch in einer späteren Meldung gewürdigt, in der es heißt: „Ein Teil der Luftwaffe, von dessen ebenso unermüdlicher wie gefahrvoller Tätigkeit man wenig hört, sind die Aufklärer, die Tag für Tag mit immer neuem Einsatz das gesamte Operationsgebiet überfliegen, die Feindbewegungen überprüfen und durch ihre Meldungen der Führung außerordentliche und unentbehrliche Dienste leisten."

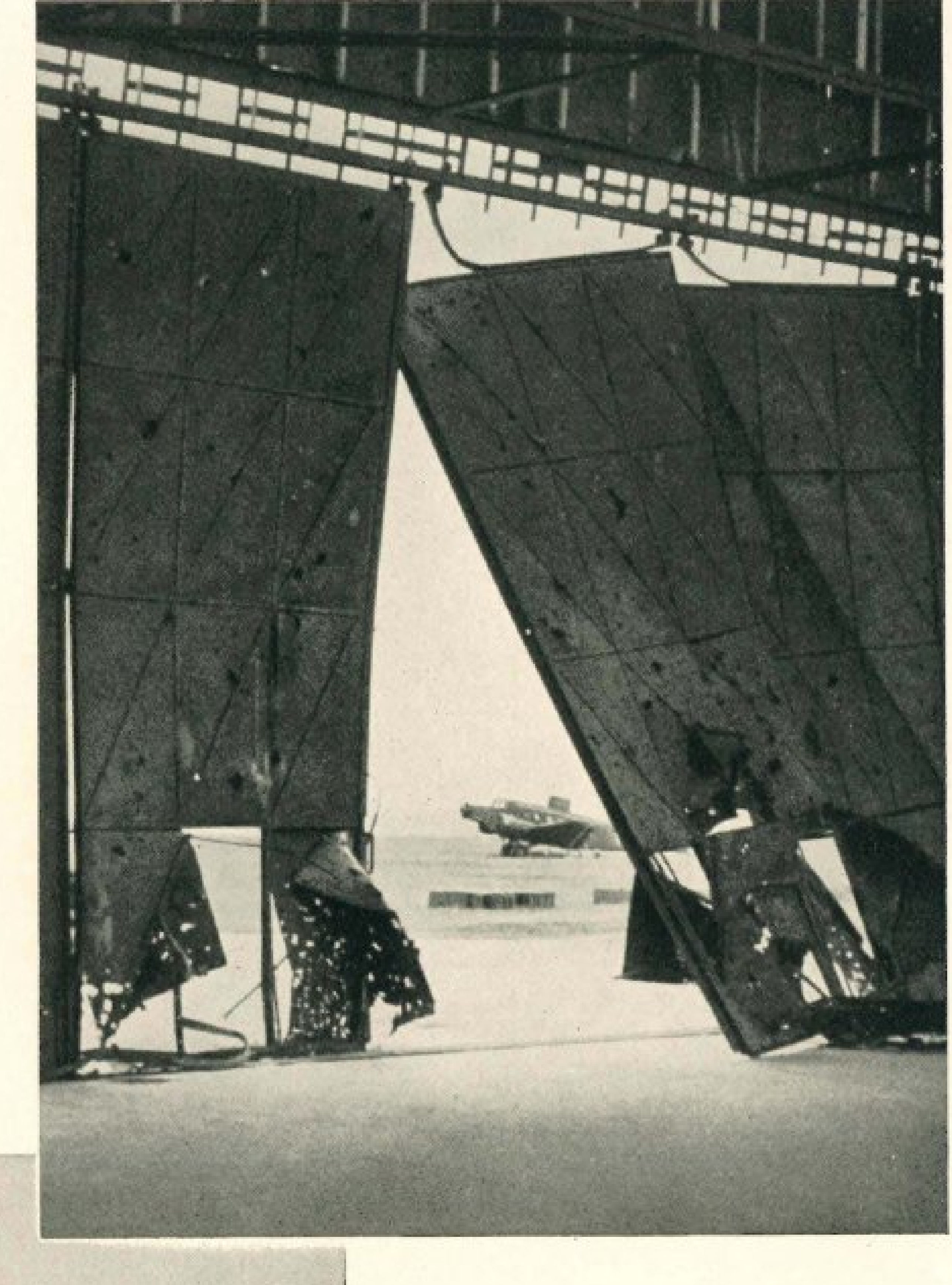
Eine andere Tätigkeit der Luftwaffe, von der man fast noch weniger hört, ist die Arbeit der Transporter. Auch diese sind zu festen Verbänden zusammengefaßt. Ihnen fällt die Aufgabe zu, Munition, Lebensmittel und in eiligen Fällen auch Brennstoff an die Front zu bringen. Kaum ist bei dem schnellen Vormarsch ein Feldflughafen vorverlegt und eben erst in Einrichtung begriffen, so kommen auch schon ein paar der treuen alten Ju 52 behaglich angebrummt. Und immer bergen sie neben der militärisch wichtigen Fracht noch anderes in ihren breiten Bäuchen, was dazu angetan ist, ein Fliegerherz zu erfreuen: Zeitungen, Zigaretten, Post und hier und da ein Fäßchen Bier. Wo sie hinkommt, die gute Tante Ju, verbreitet sie etwas von heimatlichem Wohlbehagen. Wo es darauf ankommt, da ist sie das Zuverlässigste, was man sich denken kann, auch wenn es darum geht, sie an gefährdeter Stelle einzusetzen.

Einer hervorragenden Leistung dieser Art gedenkt eine amtliche Meldung vom 13. September: „Wie vielseitig die Tätigkeit der Luftwaffe ist, beweist die Tatsache, daß gestern eine Kette von Transportflugzeugen eine bis nach Kaluszyn vorgedrungene deutsche Panzerdivision aus der Luft mit Betriebsstoffen und Munition versorgt hat." Was hinter diesen knappen Worten steht, weiß nicht nur der Flieger zu schätzen!

Eines darf zum Abschluß nicht vergessen werden: die unauffällige, aber unentbehrliche Arbeit der Luftnachrichtentruppe! Von ihr hängt es ab, daß die Verbindung zwischen Wetterdienst, Stäben, Flughäfen und den am Feind fliegenden Maschinen stets aufrechterhalten bleibt. Sie kennen die Verantwortlichkeit ihres Dienstes, die Männer der Luftnachrichtentruppe, sie wissen, daß jeder Fehler, jede Unterlassung verhängnisvolle Folgen haben kann.

Ein schönes Beispiel für die große Verantwortung, welche die Luftnachrichtentruppen zu tragen haben, ist der spannende Wettlauf zwischen Flugzeugen und Radiowellen, der sich während der Eroberung Brest-Litowsks im Luftraum zwischen Haff und Bug abspielte.

Wirkung einer deutschen Fliegerbombe auf Hallentore des Flugplatzes Krakau.





Durch Bomben unserer Luftwaffe auf der Erde vernichtete polnische Flugzeuge.



In den ersten Tagen des Feldzuges zerschlug die deutsche Luftwaffe die gesamten polnischen Flugstützpunkte.

Eine Gruppe von Sturzkampffliegern war eingesetzt worden, um den Fall der Festung zu beschleunigen und den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt in deutsche Hand zu bringen. Kaum war bei der Fliegerdivision die Meldung eingegangen, daß die Stukagruppe gestartet sei, da lief auch schon bei der Heeresleitung die Nachricht ein, daß Brest-Litowsk von der ungestüm vorwärts drängenden Infanterie genommen sei.
Eine Katastrophe schien unabwendbar, zumal der Einsatzhafen der gestarteten Stukagruppe inzwischen abgebrochen worden war, um weiter nach vorn verlegt zu werden. In diesem kritischen Augenblick vollbrachte eine Luftnachrichtenstelle ein Meisterstück. Es gelang der Bodenfunkstelle des Divisionskommandeurs in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit, die Verbindung zu der fliegenden Stukagruppe herzustellen, mit der sie nie vorher in Verbindung gestanden hatte und darum auch nicht auf sie abgestimmt war. So konnte den Stukas der Befehl zum Abdrehen auf ein anderes Ziel gerade noch rechtzeitig übermittelt werden, um zu verhindern, daß sie ihre todbringende Last auf die eigenen Truppen abluden.
Aber mindestens den gleichen Anteil an dieser meisterhaften Leistung hatten die Bordfunker der fliegenden Stukas, die, ungeachtet der sie umlauernden Gefahren, mit angespannten Sinnen und nie erlahmender Aufmerksamkeit in das chaotische Summen der unzähligen Sender hineinhorchten, ob nicht irgendwo im Äther das Rufzeichen der Gruppe einen Befehl für sie ankündigte.
Was Boden- und Bordfunker taten, war nur ihre Pflicht. Aber erst die über den Durchschnitt hinausgehende, leidenschaftliche Hingabe jedes einzelnen an seine Dienstaufgabe ermöglicht in solch kritischen Fällen den glücklichen Enderfolg.
So verschiedenartig auch, wie sich zeigte, die einzelnen Arbeitsgebiete der Luftwaffe sind, beruht auf dem sinnvollen Zusammenspiel aller dieser Kräfte die einzigartige Stoßkraft der deutschen Luftwaffe. Im Zusammenwirken aller ihrer Verbände lähmte sie in diesem kurzen Zeitraum von zwei Tagen die polnische Luftwaffe so völlig, daß bereits der Kriegsbericht vom 2. September melden konnte: „Nach den Erfolgen des heutigen Tages ist damit zu rechnen, daß die polnische Fliegertruppe in ihrem Bestande aufs schwerste getroffen ist. Die deutsche Luftwaffe hat die uneingeschränkte Luftherrschaft über dem gesamten polnischen Raum ..."

Es ist eine in der Geschichte aller Kriege einzig dastehende Tatsache, daß eine Waffe der gleichen Waffe des Gegners gegenüber eine so vernichtende Überlegenheit bewies, daß diese im Verlauf von 48 Stunden ihm gleichsam aus der Hand geschlagen wurde. Eine ähnliche lähmende, verwirrende und Panik erzeugende Wirkung mögen in der Schlacht bei Heraklea unter den Römern die Kriegselefanten des Mazedonierkönigs Pyrrhus hervorgerufen haben, die ihnen dort zum erstenmal begegneten. Auch sie stellten für die Römer eine neue, überlegene Waffe von niederschmetternder Wirkung dar, gegen die sie hilflos waren.

Der erste Schlag — entscheidend! Zwei Tage nur! Und immer wiederholte sich in diesen beiden Tagen dies: die Aufklärer, Nahaufklärer oder Fernaufklärer, die unermüdlich von morgens bis abends gegen den Feind flogen, meldeten ein lohnendes Ziel, bald war es ein Eisenbahnknotenpunkt, bald ein Truppentransport, bald eine in den Wäldern versteckte Kavalleriedivision. Meist brachten sie von den erkundeten Zielen auch Lichtbilder mit, die nach der Landung eilends von der Bildstelle bearbeitet und von fachkundigen Betrachtern unter die Lupe genommen, ausgewertet und dann der Befehlsstelle zur Beschlußfassung vorgelegt wurden. Je nach Bedeutung und Umfang des Ziels wurden eine oder mehrere Staffeln von Kampf- oder Sturzkampffliegern, oder auch nur ein Schwarm oder eine Kette, darauf angesetzt. Jäger, Jagdeinsitzer oder schwerbewaffnete Zerstörer begleiteten die Kampfflieger in genügender Zahl, um ihnen die feindlichen Jäger vom Halse zu halten. Sie entledigten sich dieser Aufgabe mit solchem Eifer und solchem Geschick, daß den polnischen Jägern bereits vom ersten Tage an die Lust verging, mit ihnen anzubändeln, und nach Verlauf zweier Tage der polnische Luftraum als erobert gelten konnte. Um während des Angriffs die feindliche Flak in Schach zu halten und niederzukämpfen, griffen die Schlachtflieger im Tiefflug die Abwehrbatterien oder einzelnen Geschütze an, bis deren Besatzungen tödlich getroffen waren oder die Flucht ergriffen. Auch sie verrichteten ihre Arbeit so gründlich, daß die polnische Flak im weiteren Verlaufe des Feldzugs nur noch an einzelnen Stellen unseren Fliegern ernstlich zu schaffen machte. War der Angriff vorüber, waren Bomber und Jäger heimgekehrt, dann machten sich die Aufklärer von neuem auf den Weg, um die Wirkung der Beschießung festzustellen und im Lichtbild, so nah wie möglich aufgenommen, die sichtbare Bestätigung des geglückten Angriffs zurückzubringen.

Dann saßen wohl an den Abenden des 1. und 2. September in den Fliegerhorsten im deutschen Grenzland die Kommandeure und die Staffelkapitäne mit leuchtenden Augen zwischen ihren jungen Besatzungen, die sie in diesen Tagen zum erstenmal ins Feuer geführt hatten und die nun dasaßen vor ihrem Glase „Fliegerbier", einem erfrischenden, hellem Bier täuschend nachgeahmten Apfelsprudel, und die ersten Feindflüge so ruhig und sachlich besprachen, als habe die Nähe von Tod und Gefahr sie kaum berührt. Die harte, zähe Arbeit, die daheim in den vergangenen Jahren geleistet worden war, hat ihre ersten Früchte getragen. Die neue deutsche Luftwaffe, die mit einer Energieanspannung ohnegleichen von Generalfeldmarschall Göring und seinen Mitarbeitern geschaffen worden war, sie hatte bereits am ersten Kampftage ihre überlegene Schärfe bewiesen. Deutschlands junge Adler haben ihre Schwingen entfaltet, und schon ihre ersten Flüge haben gezeigt, daß sie sie kühn und kraftvoll zu regen verstehen.

Wir jagen das polnische Heer

Nach den blitzschnellen und wuchtigen Schlägen der beiden ersten Kampftage, die zur unbedingten Überlegenheit im polnischen Luftraum geführt hatten, war die deutsche Luftwaffe für andere Zwecke frei geworden. Und nun begann etwas, was in der Kriegsgeschichte ebenso einmalig und bewunderungswürdig ist wie das Zerschlagen einer ganzen gegnerischen Waffe im Verlaufe von zwei Tagen. Von nun an griff die deutsche Luftwaffe in einem noch nie dagewesenen Ausmaß in den Erdkampf ein.

Hierbei ist zu unterscheiden zwischen der operativen Luftflotte und den Verbänden, die dem Heer zur Verfügung stehen. Zu diesen gehören die Staffeln der Nahaufklärer, die ständig weiter der vorrückenden Truppe dienen, wobei sie die jeweils erreichte vorderste Linie festzustellen, für die Verbindung zwischen den im Kampf stehenden Heeresteilen zu sorgen und das Feuer der Artillerie zu leiten haben. Durch den ungewöhnlich raschen Vormarsch, auf dem es sich nicht vermeiden ließ, daß hin und wieder die Fühlung zwischen den eilig vorstoßenden Truppen verlorenging, war diese Tätigkeit der Nahaufklärer doppelt schwer und verantwortungsvoll. Unaufhörlich starteten und landeten ihre Maschinen. Viermal, fünfmal täglich flogen die gleichen Besatzungen gegen den Feind. Nicht immer war es dabei möglich, daß sie von den schützenden Jägern begleitet wurden, so daß Verluste nicht ausblieben.

Die operative Luftflotte dagegen ist selbständig. Von Anfang an wird sie unmittelbar auf das Kriegsziel angesetzt. In Polen kämpften zwei Luftflotten, und zwar die Luftflotten 1 und 4. Luftflotte 1 stand unter dem Befehl des Generals der Flieger Kesselring, während Luftflotte 4 vom General der Flieger Löhr geführt wurde. Chef des Generalstabes der Luftwaffe war Generalmajor Jeschonnek. Nachdem die Hauptaufgabe,

die Bekämpfung und Vernichtung der feindlichen Luftstreitkräfte, von den Divisionen der beiden Luftflotten schon an den beiden ersten Tagen nahezu völlig gelöst worden war, wurden sie von jetzt ab hauptsächlich zu Angriffen auf die polnischen Land- und Seefestungen, auf Werke der Rüstungsindustrie, Munitionslager, Bunker und befestigte Stellungen eingesetzt. Außerdem fiel ihnen die wichtige Aufgabe zu, die Verkehrsmittel und Wege des Gegners, Bahnhöfe, Eisenbahnknotenpunkte, Gleisanlagen, Brücken und Straßen zu zerstören und Truppentransporte und marschierende Kolonnen zu bekämpfen.

So wurden am 4. September wichtige Verkehrsanlagen und größere Truppentransporte mit Bomben belegt. Zu dem raschen Erfolg unserer aus Schlesien vorgehenden Truppen trug in hohem Maße der wiederholte Einsatz von Kampf- und Sturzkampffliegern bei. Die Bahnverbindungen Kutno—Warschau, Krakau—Lemberg, Kielce—Warschau, Thorn—Deutsch-Eylau wurden zerstört. Zahlreiche Zugentgleisungen, Brände, Explosionen wurden festgestellt. Vielfach konnte man beobachten, daß Truppen aus den festgefahrenen Zügen ausgeladen wurden und auf den Landstraßen den Marsch fortsetzen mußten. Luftangriffe gegen Gdingen und Hela wurden durchgeführt. Und in den darauffolgenden Tagen bis zum 12. September wurde ein planmäßiger und geordneter Rückzug der Polen mehr und mehr durch ständige Luftangriffe auf Eisenbahntransporte und Marschkolonnen verhindert. Immer gründlicher wurden so die feindlichen Verkehrslinien und rückwärtigen Verbindungen gestört und die gesamte strategische Heerführung des Feindes zunichte gemacht. Verzweifelte Versuche zu Gegenstößen wurden schon im Ansatz erstickt. Ein Bahnhof nach dem anderen ging in Flammen auf, ein Brückenbogen nach dem anderen stürzte in den Fluß. Im Masseneinsatz, mit Schlacht- und Sturzkampfgeschwadern wurde der zurückflutenden polnischen Armee keine Ruhe gegönnt. Das große Munitionslager Palmiry wurde vernichtet, die Öllager von Sochaczew in Brand geschossen. Durch den entschlossenen Einsatz der Luftwaffe tatkräftig unterstützt, blieben die Truppen des Ostheeres dem weichenden Feind in scharfer Verfolgung überall auf den Fersen.

In diesen Tagen wurden auch die Angriffe auf die polnischen Flughäfen bis zur vollständigen Vernichtung fortgesetzt. Bis zum Abend des 2. September betrug der polnische Verlust an Flugzeugen 120, von denen

der größte Teil am Boden zerstört wurde. An zwei aufeinanderfolgenden Tagen, dem 5. und 6. September, wurden 58 polnische Flugzeuge vernichtet, davon mit Sicherheit 27 im Luftkampf. Am 10. September wurden bei einem Unternehmen gegen Lublin von einem gemischten Kampf- und Zerstörerverband sieben polnische Flugzeuge abgeschossen und acht am Boden durch Bombenabwurf schwer beschädigt. Am 10. und 11. September wurden zur Unterstützung des Heeres Verbände der Luftwaffe sowohl im Raume von Radom und zwischen Narew und Bug als auch bei Kutno mit gutem Erfolg eingesetzt. Auch ostwärts der Weichsel wurden jetzt die rückwärtigen Verbindungen gestört. Bis zum 12. September waren 332 feindliche Flugzeuge deutschen Jägern und Kampffliegern zum Opfer gefallen.

In immer weitere Räume, schließlich bis zur russischen Grenze dehnten die Fernaufklärer ihre Flüge aus. Im Vertrauen auf ihre Bewaffnung und die Geschwindigkeit ihrer Maschinen flogen sie ohne den beruhigenden Schutz von Jägern. Begünstigt durch das klare Septemberwetter, war es ihnen möglich, ihre Erkundungen so lückenlos durchzuführen, daß die deutsche Heeresleitung ständig über jede, auch die geringste Bewegung des Gegners unterrichtet blieb. Nicht mit Unrecht hat man einmal mit Bezug auf diese Aufklärertätigkeit gesagt, daß man fast den Eindruck haben konnte, als würde der Rückzug der Polen von den *deutschen* Generalen vorgeschrieben, indem diese ihnen die Brücken vor der Nase sprengten und ihnen so nach ihrem Wunsch willkürlich bestimmte Rückzugsstraßen aufzwangen.

Die Zange schloß sich. Der eilige Rückzug der polnischen Divisionen wurde zur Flucht. Nirgends mehr, getrieben von der Wucht der unerbittlich und in Eilmärschen nachrückenden deutschen Truppen, konnten sie sich setzen. Den unablässigen Angriffen auf der Erde und aus der Luft sind sie nicht gewachsen. Schlachtflieger, Stukas und Jäger in tödlichem Zusammenspiel stürzen auf sie, scheuchen sie hoch, lassen sie an keiner Stelle mehr zur Ruhe kommen: sie jagen das polnische Heer.

Wir jagen das polnische Heer ...

Über zurückweichende polnische Kolonnen, über brennende Dörfer, über liegengebliebene und von den Polen geplünderte Eisenbahnzüge, über eingestürzte Brücken brausen unsere Maschinen. Von Lomza her streichen

wir den Narew entlang. Dort unten liegen die zertrümmerten Stahlbunker und die Ruinen von Nowgorod. Abseits von den großen Verkehrsstraßen liegen ganze Landstriche unberührt, darinnen Dörfer, die vom Krieg noch nichts gesehen haben, mit geschwärzten Strohdächern, grünüberwachsenen Teichen und uralten Ziehbrunnen. Auf den Feldern geht der Bauer hinterm Pflug, Herden von Schafen und Rindern weiden auf den bunten Wiesen, und Gänsescharen, wie kleine weiße Federwölkchen von oben anzusehen, werden von Kindern gehütet. Das alles sehen wir in rasendem Tiefflug, zu dem tiefhängendes Gewölk uns zwingt.

Über Ostrolenka spähen wir scharf hinab, um auf den Straßen Uniformen zu entdecken. Wir müssen wissen, ob dieser Ort noch in polnischer Hand ist. Wohl bewegen sich deutsche Spähtrupps und vorgeworfene Panzerabteilungen schon beinahe hundert Kilometer weiter südöstlich von hier. Aber ganze Gebiete, weite Wälder, größere Ortschaften müssen bei diesem hastenden Vormarsch einer späteren Säuberung vorbehalten bleiben. Hier war nichts von feindlichen Truppen zu sehen.

Wir biegen ab. Jetzt blinkt der vielgewundene Lauf des Bug im gelben Geröll seiner Ufer zu uns herauf. Und da sehen wir sie! Da strömt sie hin, die polnische Flucht! Auf der Uferstraße drängen, schieben, stoßen sich die grünbraunen Kolonnen, marschierende Infanterie, Geschütze, Autos, Pferdegespanne und Reiterei, ein wildes, wirbliges Durcheinander. Es zuckt uns in den Fingern, unsere Bomben auszulösen. Aber Befehl ist Befehl! Erst müssen wir unseren Auftrag ausführen, und der lautet: „Bomben auf den Bahnhof von Brest!" Also hoch und weiter! Aber wir kommen wieder ... dieser wirre Heerwurm dort unten entgeht uns nicht, den treffen wir noch, und gar nicht weit von hier, wenn wir von Brest zurückkommen!

Wir steigen und fliegen den Bug entlang. Die Wolkendecke ist hier aufgelockert, stellenweise von klarem Himmel unterbrochen. Jetzt sind wir fünf-, jetzt sechstausend Meter hoch. Da vor uns liegt Brest-Litowsk! Hierher soll sich die polnische Regierung geflüchtet haben. Warschau ist ihnen nicht mehr sicher genug, den hohen Herren! Aber wir erreichen sie auch hier, wir würden sie überall erreichen, solange sie in Polen blieben. Wir kurven ein. Doch schon beim Anflug merken wir, daß der Bahnhof an dieser Seite zu nah an den Häuserreihen liegt, die wir schonen sollen. Trotzdem die Flak uns ihre Feuerbälle

entgegenhustet, wenden wir und fliegen das Ziel ein zweites Mal an, diesmal von der freien Seite der Gleisanlagen her. Nun fallen unsere Bomben, und die Rauchsäulen zeigen uns an, daß sie getroffen haben. Den Rest heben wir uns auf. Da kriecht ja irgendwo im Lande Polen ein zerzauster Heerwurm herum, dem wir ein paar gewichtige Grüße versprochen haben. Als die Stadt wieder hinter uns liegt, außer Reichweite der Flak, zischen wir wieder im Tiefflug dahin. Und da sehen wir sie schon, die olivgrünen Kolonnen! Sie sind wirklich noch nicht viel weiter von der Stelle entfernt, auf der wir sie vorhin zurückgelassen haben.

Da bleibt keinem Zeit! Da hilft's nicht mehr, von Wagen oder Pferden abzuspringen und zur Deckung zu laufen! Wir kommen überraschend! Mitten hinein sausen unsere schweren Bomben. Die Wirkung ist grauenhaft, aber wir denken an unsere Kameraden, die mit ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Zungen, zerstückelt und geschändet in Polens Erde liegen. Und da beißen wir die Zähne zusammen und sehen das alles nicht, was sich da unten abspielt: die Körper, die durch die Luft gewirbelt werden in einem Orkan von Rauch und Feuer, die zerrissenen Pferdeleiber, hochgehenden Munitionswagen, kurz die ganze Hölle, die wir da unten losgelassen haben. Sondern wir fliegen schweigend über Ostrolenka heimwärts. Die Strophe eines Liedes fällt uns ein:

„Wir stoßen unsre Schwerter
Nach Polen tief hinein.
Die Hand wird hart und härter,
Das Herz wird hart wie Stein."

(Walter Flex)

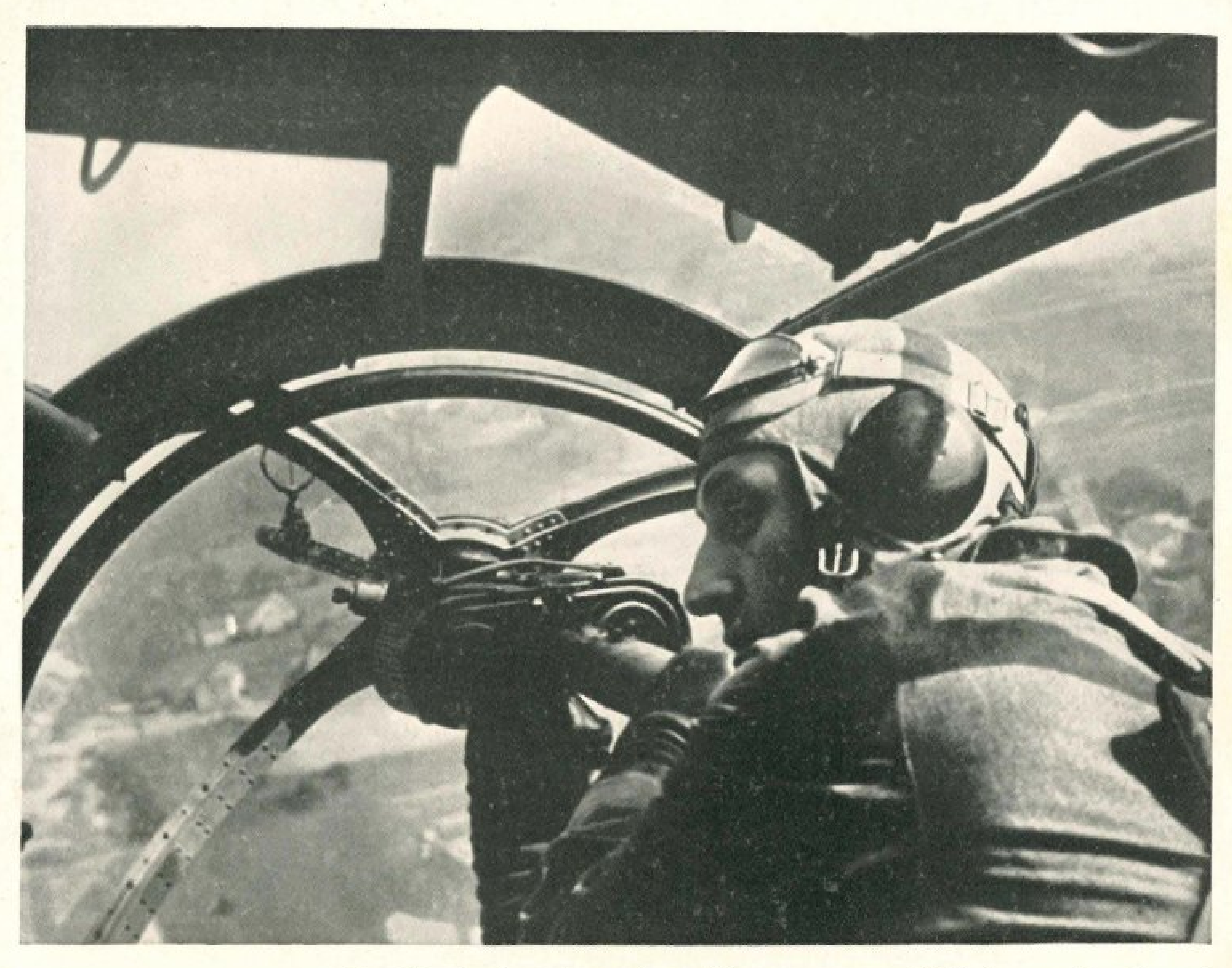
Während unsere Landtruppen in den Korridor vorstießen und gleich in den ersten Tagen den Nordteil abriegelten, wurden die sehr stark befestigten polnischen Stellungen von Gdingen, Putzig, der Westerplatte und auf der Halbinsel Hela in gemeinsamem Vorgehen von deutschen Seestreitkräften und Sturzkampffliegern angegriffen und, bis auf Hela, nach mehrtägigen harten Kämpfen bezwungen.

Hela fiel als letzte polnische Widerstandszelle am 1. Oktober in deutsche Hand.

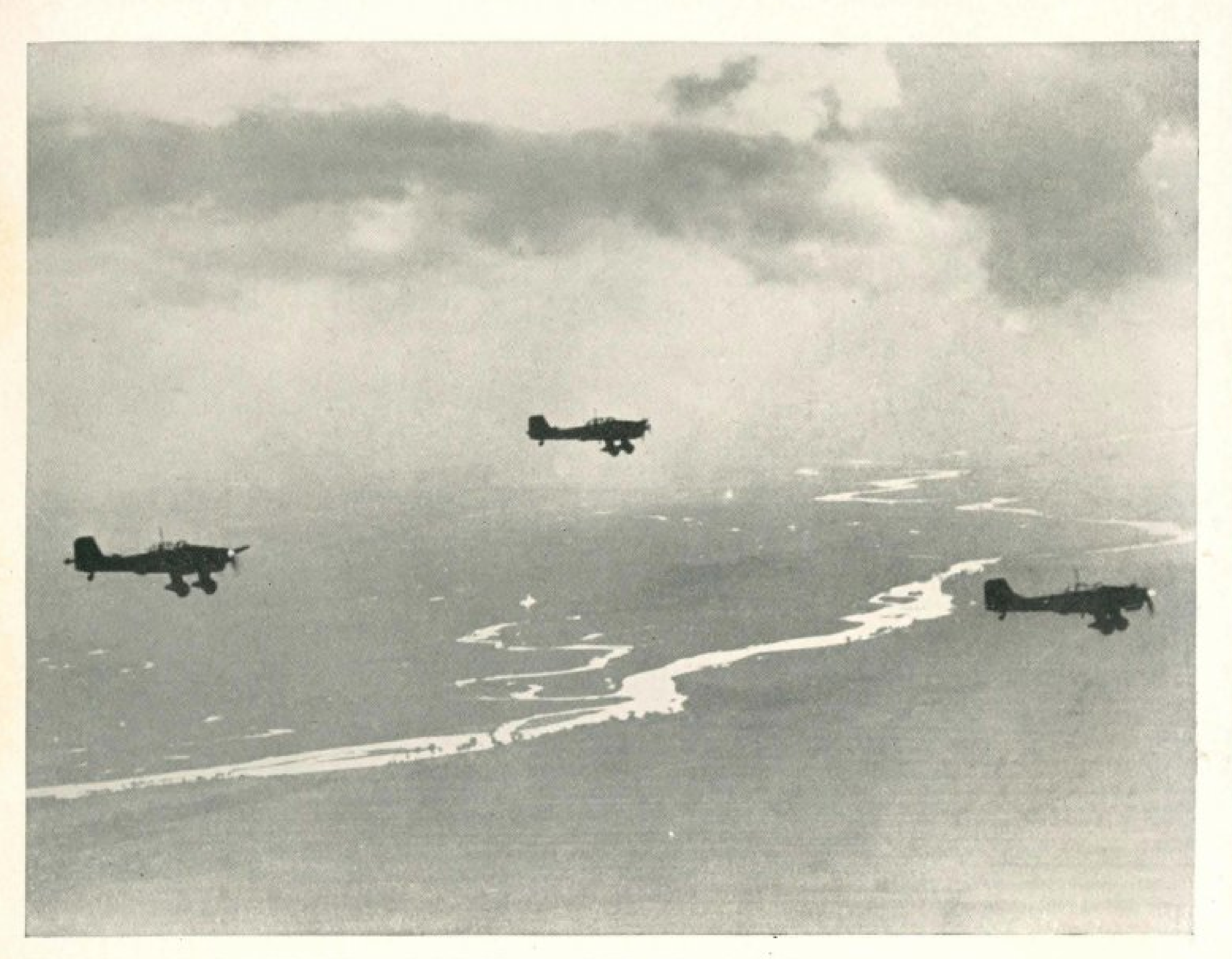
Von deutschen Jägern abgeschossenes polnisches Flugzeug. Auf dem Leitwerk (oben) das polnische Hoheitszeichen.



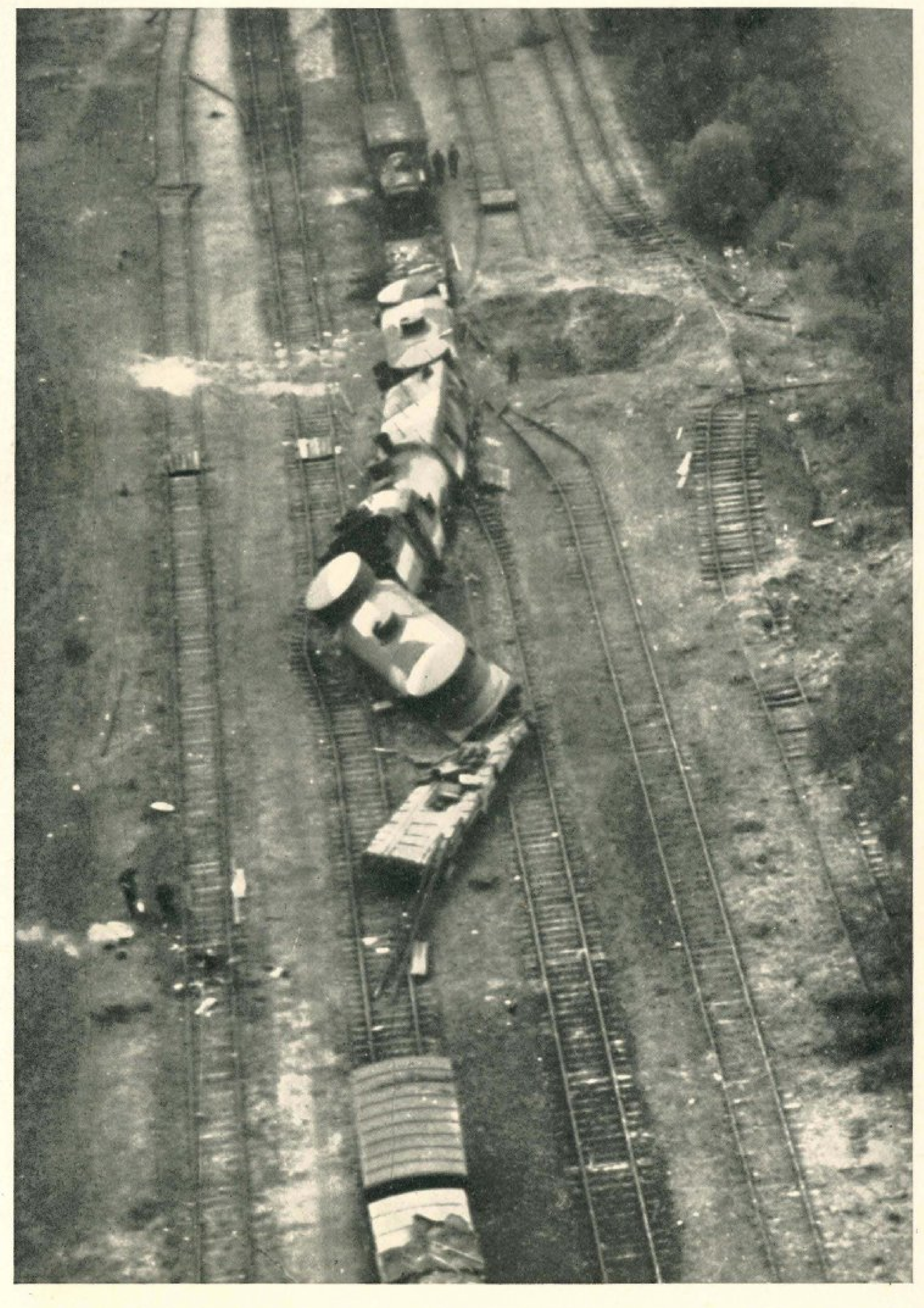
Zwei Generationen: Der alte Flieger des Weltkrieges fliegt auch heute wieder genau so wie sein junger Fliegerschütze.



Der Beobachter eines Kampfflugzeuges am MG. in der Bugkanzel.



Eine Kette Stukas überfliegt im Anflug auf Modlin die Pilica.



Bei Lochow vernichtete ein deutscher Sturzkampfflieger einen polnischen Panzerzug. Die schwere Bombe brachte den Zug zur Entgleisung.

Es war im April 1939, als in Kiel-Holtenau eine Sturzkampfstaffel aufgestellt und für den Dienst an Bord des neuen Flugzeugträgers „Graf Zeppelin" geschult wurde. Die Führung übernahm einer der alten, bewährten und erfahrenen Transatlantik-Flugkapitäne der Lufthansa.

Nun ging es gegen Polen. Die Übungen am Zielschiff „Hessen" wurden durch ernstere Aufgaben abgelöst. Schon am ersten Tag des polnischen Feldzuges wurde die Staffel gegen die Westerplatte und gegen Hela angesetzt.

Beim Anflug in 7000 Meter Höhe wurde die vier Ketten starke Staffel von heftigem Flakfeuer empfangen. Das ist aber nur ein Vorspiel von dem, was noch folgen soll. Herabstoßend geraten sie in 5500 Meter in ein rasendes Sperrfeuer. Die platzenden Geschosse bilden eine engmaschige Feuerdecke, durch welche die deutschen Flieger hindurch müssen. Kaum jemals wieder erreichte das Flakfeuer der Polen eine solche Heftigkeit wie hier. Eine Kette nach der anderen taucht durch diese Feuersperre. Darunter aber sprüht ihnen aus allen Waffen ein wütender Geschoßhagel entgegen. Nicht viele Maschinen kehrten ohne Treffer zurück.

Zwischen 1000 und 700 Meter lösen sie ihre Bomben, unter diesen einige des schwersten Kalibers, von zehn Zentner. Hundert Meter hohe Rauch- und Trümmersäulen steigen hoch, durch die Explosionsblitze von innen feurig angestrahlt. Die abgefangenen Flugzeuge entziehen sich in raschem Fluge dem Feuerbereich. Wie man später feststellte, haben nicht weniger als 240 Geschützrohre die deutschen Angreifer unter Feuer genommen.

Vier Tage später greift die gleiche Staffel auch den polnischen Kriegs- und U-Boot-Hafen Gdingen an. Die U-Boote sind längst geflüchtet und zum Teil in neutralen Häfen interniert. In Gdingen liegen noch der Zerstörer „Wicher" und der Minenleger „Gryf". Gegen diese ist der Angriff der Sturzkampfflieger hauptsächlich gerichtet. Diesmal stoßen sie bis auf 400 Meter hinab. Eine im Hafen stehende Flakbatterie wird durch Volltreffer zum Schweigen gebracht. Zwei Treffer schlagen in den grauen, schmalen Eisenleib des Zerstörers „Wicher" und bringen ihn zum Sinken. „Gryf", der Minenleger, wird durch Treffer stark beschädigt. Ein auf dem Pier angelegtes Munitionslager fliegt in die Luft. Aus brennenden Ölbunkern und Tankanlagen ergießen sich feurige Ströme

in das Wasser und breiten sich darauf aus, so daß in Kürze der ganze Hafen einem Flammenmeere gleicht.
Dieselbe Staffel startet eine Woche später gegen die Flakstellungen zwischen Rahmel und Sagorsch. Alle Batterien werden mit Bomben belegt und getroffen, eine Batterie wird durch Volltreffer bis auf den letzten Mann vernichtet. Die wild feuernden Maschinengewehre, welche die Batterien decken, tun den Stukas nur geringen Schaden.
Nun folgt Einsatz auf Einsatz dieser ebenso tapferen wie unermüdlichen Staffel. Ein Panzerzug wird zerstört, bei Heisterneſt werden drei Kanonenboote vernichtet; täglich werden Batterien, MG.-Nester, Truppentransporte, Gleisanlagen, Brücken angegriffen, der berüchtigte Hexengrund und der Ostrower Grund werden gleichfalls täglich vom Staffelkapitän und seinen Ketten mit Bomben bedacht.
Ein schwerer Verlust trifft die Staffel beim Angriff auf die Oxhöfter Kämpe. Im Sturzflug von feindlichen Geschossen getroffen, fällt die vom Kettenführer gesteuerte Maschine in eine polnische Batteriestellung. Und hier zeigt es sich, daß unter den Polen nicht nur verhetzte Fanatiker sind, sondern auch tapfere und anständig denkende Soldaten. Als einige Tage später nach dem Fall dieser Seestellung, der vor allem dem heldenhaften Einsatz dieser Staffel zu verdanken ist, der Staffelkapitän die Absturzstelle aufsucht, findet er neben der zertrümmerten Maschine ein von den polnischen Soldaten für die deutschen Flieger würdig hergerichtetes Grab.
Nur Hela hielt sich.
Bis zum 1. Oktober verteidigte die hartnäckige Besatzung die kleine Seefestung. Wiederholt war sie vom Land und von der See aus unter schweres Zerstörungsfeuer genommen worden. Am Sonntag näherte sich von der polnischen Seite her den deutschen Seestreitkräften ein Fischkutter, der die weiße Fahne führte. Er hatte die polnischen Unterhändler an Bord, die den Übergabeentschluß des Festungskommandanten überbrachten. Und damit kam auch die alte Wikingersiedlung wieder zum deutschen Vaterland.

Nach den besonders großen Erfolgen der ersten beiden Tage bot sich den deutschen Jagdfliegern nicht mehr so häufig Gelegenheit, die polnischen Maschinen zum Kampf zu stellen.

„Das Schwierigste ist", so erzählt Hauptmann Gentzen, der Kommandeur einer unserer erfolgreichsten Jagdgruppen, deren erfolgreichster Jäger er selber ist, „die polnischen Jäger aufzuspüren. Sie herunterzuholen ist bedeutend einfacher. Denn der Pole ist ein Meister im Tarnen, und der grünbraune Anstrich seiner Flugzeuge ist eine ausgezeichnete Tarnfarbe. Auch stellen die Polen ihre Maschinen häufig so geschickt in einer Reihe dicht nebeneinander an den Waldrändern auf, daß sie sehr schwer zu erkennen sind.
Gleich beim ersten Luftkampf meiner Staffel hatten wir den größten Erfolg. Bei Lodz flogen wir, stark gestuft, in etwa tausend Meter Höhe, als wir zwei polnische Jäger vor uns sahen, von denen der eine über uns hing. Ein Teil der Staffel ging darauf im Sturzflug tiefer. Ich selbst griff den einen der beiden Polen an. Meine Schüsse müssen seinen Motor getroffen haben, denn er ging sofort im Gleitflug abwärts. Wir folgten ihm dichtauf und sahen zu unserem Erstaunen, daß der Platz, auf dem er landen wollte, ein gut getarnter polnischer Einsatzflughafen war. Das war eine tolle Überraschung! Wir hätten das Versteck der polnischen Jäger nie gefunden, wenn der Ausreißer uns nicht als Lotse gedient hätte. Das angeschossene Flugzeug machte bei der Landung einen Kopfstand, wobei es in Brand geriet. Der Pilot sprang heraus und lief in Deckung. Von den neun polnischen Flugzeugen, die wir auf dem Flughafen entdeckten, standen fünf in einer Reihe. Wir überflogen sie im Tiefflug und schossen sie sämtlich in Brand. Die anderen vier standen mit den Schnauzen gegen einen Strohschober. Da hatten wir es noch einfacher: wir schossen mit ein paar Schuß den Schober in Brand, die vier Maschinen verbrannten bei dieser Gelegenheit gleich mit.
Unterdessen hatte sich der andere Pole, der über uns hing, auf einen meiner Kameraden herunterspiralt, der ihm auswich und wegdrückte. Darauf wurde er von den anderen angegriffen und abgeschossen.
Auf dem Heimflug begegneten uns dann noch drei polnische Bomber, von denen wir zwei herunterholten, der dritte zog in die Wolken hoch, und drei Mann der Besatzung sprangen mit Fallschirmen ab. Einer von ihnen blieb leider am Leitwerk hängen und stürzte mit der Maschine ab. Die anderen schwebten hinterher und landeten glatt daneben.
Guten Erfolg hatten wir auch bei Deblin. Dort erlebten wir übrigens auch die stärkste polnische Flakabwehr. Sprengwolke hing neben

Sprengwolke. Aus dem Qualm hervor kamen uns unsere Heinkel entgegen, die Bomben auf die Weichselbrücke abgeworfen hatten und nun auf dem Heimweg waren. Ihnen nach folgte ein Schwarm polnischer Jäger. Wir flogen sie an und schossen fünf von ihnen ab.
Bei der großen Geschwindigkeit unserer Maschinen gibt es nur noch äußerst selten einen Kurvenkampf. Entweder man ist in guter Position, am besten aus der Sonne hervor, mit viel Fahrt, dann greift man an, oder man geht weg und sucht ein günstigeres Ziel. Am ersten Kampftag haben wir unsere Bomber und Stukas begleitet, um sie zu schützen, oder wir sind ihnen vorausgeflogen und haben den Luftraum klargemacht. Dabei konnten wir sehen, wie die Stukas ganze Arbeit machten. Allein um den Annaberg herum, in Oberschlesien, lagen fünf Sturzkampf-gruppen und je eine Schlacht- und Zerstörergruppe. Unsere Staffeln lösten sich bei der Begleitung der vielen Verbände ab, wir flogen vom Morgen bis zum Abend.
Nur einmal, bei Brody, erinnere ich mich, sind wir polnischen Schlacht-fliegern begegnet. Es waren zweisitzige, aber im hinteren Sitz saß kein Schütze. Von den vierzehn Schlachtflugzeugen, die wir mit acht Ma-schinen angriffen, entkam nur eins."
Hauptmann Gentzen schoß hiervon vier ab. Mit sieben anerkannten Luftsiegen war er der erfolgreichste Jäger im polnischen Feldzug. Seine Staffel wiederum, die Staffel 1, war die erfolgreichste Staffel seiner Gruppe und diese wieder die erfolgreichste des Geschwaders. Von der Staffel 1 wurden 14 feindliche Flugzeuge im Luftkampf abgeschossen und 21 auf der Erde zerstört. Seine Gruppe vernichtete insgesamt 78 Flugzeuge, davon 28 im Luftkampf. Im Anschluß an den Kriegs-bericht vom 15. September wurde die Jagdgruppe des Hauptmanns Gentzen namentlich genannt und die Höhe ihrer bis damals erzielten Abschüsse bekanntgegeben. Unter der Überschrift „Göring dankt der Jagdgruppe Gentzen" brachten die Zeitungen vom 16. September die Nachricht, daß der Generalfeldmarschall bei seinem Flug an die Front auch der Jagdgruppe Gentzen einen Besuch abgestattet hat. „Neben anderen Frontverbänden, deren Kommandeure und Staffelführer der Generalfeldmarschall im Namen des Führers mit Eisernen Kreuzen aus-zeichnete, sprach er insbesondere den Männern der bisher erfolgreichsten, von Hauptmann Gentzen geführten Jagdgruppe Dank und Aner-kennung aus."

„Als dann nur noch selten polnische Jäger auftauchten", fährt der Hauptmann in seiner Erzählung fort, „haben wir uns andere Ziele gesucht. Zu einer besonderen Spezialität entwickelte sich bei uns das Abschießen von Lokomotiven. Dabei gingen wir kettenweise auf zwei bis drei Meter über dem Erdboden herunter. Während der eine auf die Lokomotive schoß, strichen die anderen beiden mit ihren MG. den Zug ab, um zu verhindern, daß jemand ausstieg und von seiner Schußwaffe Gebrauch machte.
Östlich Lodz lag ein sehr wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Über diesen versuchten die aus dem Raume von Kutno herausstoßenden Divisionen nach Süden zu entkommen. Den Eisenbahnknotenpunkt vernichteten Stukas, die wir begleiteten. Das war für uns eine glänzende Gelegenheit, wieder einmal unsere Spezialität anzubringen, indem wir uns auf die Lokomotiven stürzten und dadurch die Züge zum Stillstand brachten. Daß wir den Kessel zerschossen hatten, zeigte jedesmal eine große Dampfwolke an.
Bei einem solchen Tiefangriff wurde eine unserer Maschinen in Brand geschossen und mußte notlanden. Der Flugzeugführer, ein Unteroffizier der Reserve, im Privatberuf Oberarzt einer Universitätsklinik, wurde herausgeschleudert und fiel in einen Graben. Der MG.-Schütze, der ihn nicht mehr sah, flüchtete in einen Wald. Er ist, um dies vorwegzunehmen, nach Rußland entkommen und bereits wieder auf dem Wege nach Deutsch-land. Als der Flugzeugführer im Graben wieder zur Besinnung kam, sah er, wie die Polen seine Maschine untersuchten. Er hielt sich versteckt, um später unbemerkt davonzuschleichen. Als französischer Journalist und Kriegsberichterstatter getarnt, gelang es ihm, trotzdem er von seinem Sturz her heftige Schmerzen im Rücken hatte, die befreundete Slowakei zu erreichen. Hier wurde er in ein Lazarett gesteckt. Eine Röntgenaufnahme ergab, daß er sich zwei Wirbelknochen gebrochen hatte. Eine phantastische Energieleistung!"
Der Hauptmann macht eine kleine Pause und lächelt. „Da fällt mir überdies noch etwas ein", sagt er dann. „Da haben sich die Polen mal einen hübschen Trick ausgedacht. Eine unserer Staffeln hatte den Ruf-namen Balbo. Das hatten die Polen bald raus. Sie funkten mit der gleichen Frequenz und schickten die gegen den Feind fliegende Staffel Balbo einfach nach Hause!"
Dann wendet der Hauptmann, der schon die Fliegerkombination trägt,

sich ab und eilt zu den Flugzeugen seines Stabsschwarms hinüber. Gleich darauf brummen die Motoren, und die Staffel startet zu neuem Flug nach Osten.

Die Mittagssonne liegt auf den weiten Waldstrecken nördlich von Warschau. In den deutschen Panzern, die im Verein mit Kradschützen, der Infanterie vorauseilend, den fliehenden Polen hart auf den Fersen sind, ist es unerträglich heiß. Auch durch die Sehschlitze und Ventilatoren dringt nur wenig Kühlung. Rasselnd und klirrend rollen die stählernen Ungetüme auf der ansteigenden Landstraße, dichte Wolken grauen Staubes um sich aufwirbelnd. Da gibt es vorn eine Stockung. Und nun hören es auch die weiter Zurückliegenden: Rum-wum-rum-wum! Da schießt schwere polnische Artillerie. Noch liegen die Einschläge seitlich der Straße. Aber die nächsten Granaten krepieren zwischen den vordersten Panzern, einer von ihnen fällt aus. Die anderen verlassen eilig die Straße und suchen notdürftig Schutz hinter Böschungen und Hügelfalten, wo die Krad-Schützen längst in Deckung liegen, bis auf zwei, die mit der Meldung des Feuerüberfalls zur nachfolgenden Truppe zurücksausen. Schon nach wenigen Kilometern haben sie das Glück, auf einem Stoppelfeld drei deutsche Flugzeuge zu sehen. Es ist die erste Kette einer Staffel von Kampfflugzeugen, die soeben gelandet ist, um hier einen weit vorgeschobenen behelfsmäßigen Einsatzflughafen zu beziehen. Die beiden Krad-Schützen sausen mit Vollgas auf das Feld und melden dem Kettenführer, daß ihre Panzer vorn im Feuer schwerer polnischer Artillerie festliegen.
„Schwere —?" fragt der Kettenführer, ein junger Oberleutnant, ungläubig.
„Ganz schwere Brocken, Herr Oberleutnant, mindestens drei Batterien und gar nicht weit."
„Wo, glaubt ihr, stehen die Batterien?"
Der eine der beiden Krad-Schützen rechnet rasch. Etwa vier Kilometer sind sie gefahren, dazu kämen dann ... „Acht bis zehn Kilometer südwestlich hinter dem hochgelegenen Waldstück, Herr Oberleutnant", meldet er dann.
Der Oberleutnant wirft einen fragenden Blick auf die Kameraden von den beiden anderen Maschinen, die inzwischen neugierig nähergetreten

sind. „Na, was haltet ihr davon?" meint er lächelnd. „Das ist ja nur ein Katzensprung! Wollen wir rüber und den edlen Polen eins aufs Dach geben?"
Die anderen stimmen eifrig zu.
„Also los, in die Maschinen!" ruft der Oberleutnant.
Und während die Krad-Schützen noch auf die staubige Straße zurückjagen, hören sie schon das Brausen der startenden Kette.
Im Tiefflug, nur wenige Meter über der Erde, fegt die Kette in der von den Krad-Schützen angegebenen Richtung davon. Gleich darauf sehen die Flieger die im Gelände verstreuten Panzer und die um sie herum aufspritzenden Granateinschläge. Und jetzt entdecken sie auch die polnische Artillerie. Hinter dem waldigen Hügel leuchtet es feurig auf, immer regelmäßig vier Blitze zugleich, an zwei, drei, vier verschiedenen Stellen: vier Batterien!
Schattenhaft sehen sie die an den Geschützen arbeitenden Kanoniere, die Gespanne abseits an den Protzen, die Munitionswagen ... da fällt auch schon die erste Bombenlast. Kurz dahinter dreht die Kette um und fliegt ihren zweiten Angriff.
Der Oberleutnant, der die mittlere Maschine fliegt, kann gerade noch einen Blick auf die beim ersten Angriff angerichtete Verwirrung werfen, da saust auch schon die zweite Ladung nieder. Beim dritten Angriff fällt die dritte Bombenlast schon in fast völlige Vernichtung. Zerfetzte Menschen- und Pferdeleiber liegen dort unten auf dem von Bombeneinschlägen zerwühlten Waldboden, umgestürzte Protzen, ausgebrannte Munitionswagen neben tiefen Kraterlöchern — überall Tod und Zerstörung! Und die Geschütze schweigen ...
Auf dem kurzen Rückflug zum Platz gab es ein freundschaftliches Winken zwischen den Flugzeugbesatzungen in ihren gläsernen Kanzeln und den Besatzungen der Panzer, die schon wieder auf der Straße nach Südwesten rollen. Weiter! Weiter! Die polnische Armee muß in Bewegung bleiben, ihre Flucht darf nicht zum Stillstand kommen!

So wie diese Kette der Kampfflugzeuge dadurch den im Feuer festliegenden Panzern helfen konnte, daß sie bereits dicht hinter ihnen einen vorgeschobenen Einsatzflughafen bezogen hatte, so erwies es sich bei dem eiligen Rückzug der Polen für die meisten Einheiten der Luftwaffe als

notwendig, ihre Flughäfen vorzuverlegen. Aber nicht nur, um schneller in den Kampf eingreifen zu können, sondern auch aus einer Reihe von anderen Gründen wurden die deutschen Flughäfen im Verlaufe des Feldzugs immer weiter vorverlegt. Brennstoff ist kostbar und muß gespart werden, die telefonischen Verbindungen sind bei kurzem Wege schneller herzustellen und in Ordnung zu halten, und selbstverständlich ist der Aktionsradius der Flugzeuge desto größer, je näher die Flugplätze am Feind liegen.

Dieses Vorverlegen aber muß schnell geschehen, denn die Startbereitschaft der Maschinen darf dadurch nicht gestört werden.

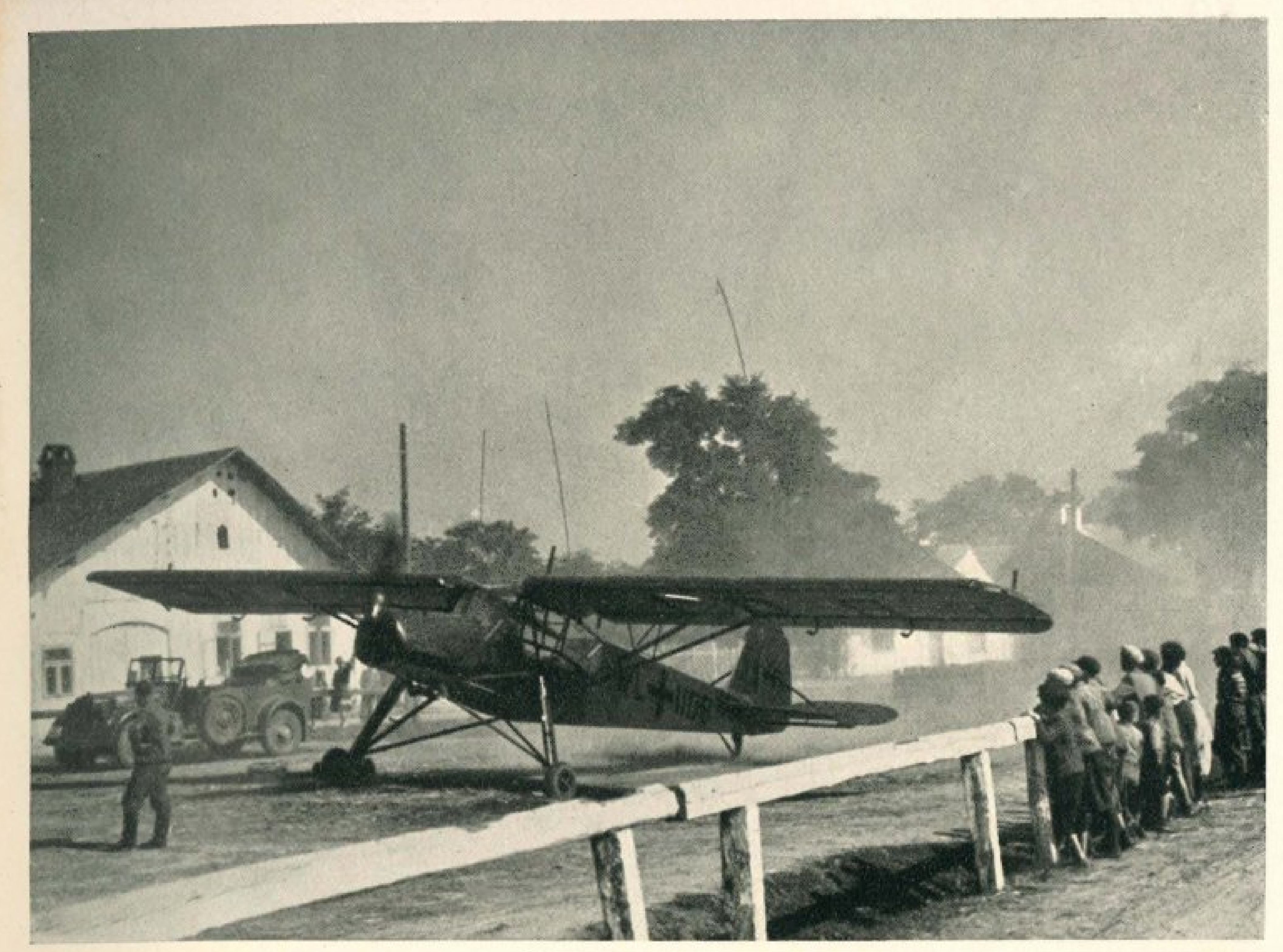
Das wickelt sich so ab: Der Gruppenkommandeur oder ein Offizier seines Stabes fliegt zur Erkundung voraus, meist mit einem Fieseler „Storch", der durch seine besonderen Flugeigenschaften hierfür am besten geeignet ist. Hat er einen passenden Platz gefunden, fliegt er zurück oder schickt einen Funkspruch an seine Gruppe, der die genaue Lage angibt. Inzwischen ist die Kraftwagenkolonne, die das Material und den Brennstoff befördert, zum Abmarsch fertig gemacht worden und setzt sich in Richtung auf den gemeldeten Platz in Bewegung. Sobald dieser genügend vorbereitet ist, daß er die Maschinen aufnehmen kann, starten auch die Flugzeuge und wechseln den Standort.

Kaum waren die ersten Tage des Krieges vergangen, da fingen die deutschen Flugplätze zu wandern an. Nomadenhaft tauchten sie bald hier, bald dort auf.

Es ist ganz natürlich, daß dieses rasche Vorschieben der Flugplätze viel Arbeit macht. Da müssen Unterkünfte hergerichtet werden, da sind die Zelte aufzuschlagen, Werkstätten einzurichten, die Abwehrgeschütze zu postieren, und Kabel und Leitungen müssen gelegt werden. Und diese Arbeit muß in wenigen Stunden vollendet sein.

Dann ist auch die Zeit für die Transporter gekommen. Sie befördern einfach alles, was ein Flughafen braucht, angefangen von Brennstofftonnen, Bomben, Munition, Funkgeräten, Ersatzteilen, Lebensmitteln bis herab zur Feldpostkarte und zur Schachtel Zigaretten. Die Transporter verdienen es, daß bei dieser Gelegenheit einige Beispiele ihrer großen und vielseitigen Leistungen genannt werden.

„Wir erhielten Befehl", so schildert ein Flugzeugführer der Transportgruppe z. b. V., „auf dem Luftwege die kämpfenden Truppen bei Lemberg mit Munition zu versorgen. Die Westseite der Stadt war bereits



Das berühmte Langsam-Flugzeug Fieseler „Storch", der Meldereiter des motorisierten Krieges, startet auf der Dorfstraße von Rawa Ruska.



Die gute alte Ju 52, das Transportflugzeug der Luftwaffe, ist das „Mädchen für alles".



Während der Beschießung der Westerplatte fliegt ein Teil der Befestigungsanlagen in die Luft.

in deutscher Hand. Wir machten uns mit unseren Ju 52 auf den Weg und waren bald über dem Lemberger Flughafen. Vorsichtig landeten wir auf dem schmalen Streifen, der von deutschen Bomben verschont geblieben war. Wir wußten nichts davon, daß sich die militärische Lage inzwischen geändert hatte und der Flugplatz wieder im Bereich der polnischen Geschütze lag. Während die Lademannschaft", so erzählt der Flugzeugführer weiter, „mit dem Ausladen der Munition beschäftigt ist, sehe ich mir das von unseren Bombern völlig zerschmissene Flugfeld und die zerstörten Hallen an. Da krepiert plötzlich nicht weit von uns die erste Granate. Eine schöne Bescherung, denke ich, dazu haben wir das teure Zeug hier nicht ausgeladen, damit es die Polen als hübsches Feuerwerk benutzen! Also schleunigst wieder rein mit den hochexplosiven Kisten! Das gelingt auch. Die zweite, die dritte Granate schlagen ein, aber da starten wir schon. Wir kurven in der Nähe des Flugplatzes, bis das Feuer aufhört und wir feststellen können, daß die Unsrigen nun auch den Rest der Stadt genommen haben und die Polen ihren Rückzug fortsetzen. Da landen wir zum zweitenmal und können diesmal ungestört unsere gefährliche Last abladen."

Ein anderer Flugzeugführer dieser Transportgruppe berichtet: „Deutsche Panzer waren so weit vorgestoßen, daß sie nicht mehr von der zu langsam nachkommenden Truppe mit Betriebsstoff versorgt werden konnten. Der Nachschub konnte mit diesem ungeheuren Tempo des Vormarsches nicht immer und überall Schritt halten. Den Panzern war darum der Betriebsstoff knapp geworden, sie brauchten dringend Sprit! Deshalb wurden wir eingesetzt und mußten mit einigen Maschinen nach vorn fliegen, um den Panzern das Fehlende zu bringen. Da uns gemeldet worden war, daß es dort keine Landemöglichkeit für uns gab, war der Sprit in zylinderförmige Behälter gefüllt worden, die mit besonderen Fallschirmen versehen waren. Diese „Sprit-Bomben", von denen jede mit ihren hundert Litern gut zwei Zentner wog, warfen wir neben den Panzern ab. Daß wir hierbei zeitweise von polnischer Flak beschossen wurden, nahmen wir in Kauf, denn schließlich waren wir hier als Frontflugzeuge eingesetzt, die mit Abwehr immer rechnen müssen.

Ein andermal erhielt unsere Transportgruppe den Auftrag, einen etwa zehn Quadratkilometer großen Wald auszuräuchern, in dem noch viele Polen steckten, denen auf einem anderen Wege nicht beizukommen war. Trotz heftigem Flak- und MG.-Feuer luden wir innerhalb von fünf

Minuten viertausend Brandbomben auf den Wald ab. Noch lange sahen wir auf dem Heimflug die gewaltigen Rauchwolken des brennenden Waldes."
Einer der ersten Flughäfen, die von der deutschen Luftwaffe in Feindesland bezogen wurden, war der Flughafen von Bromberg. In der Nacht vom 9. zum 10. September rückte mit den unübersehbar langen Kolonnen, die der kämpfenden Truppe folgten, auch eine Flughafenbetriebskolonne nach vielen Stockungen und Umleitungen in Bromberg ein und setzte noch in der gleichen Nacht ihren Weg zum vor der Stadt liegenden Flughafen fort. Es sollte keine sehr ruhige Nacht werden für den Oberleutnant, der die Kolonne führte, und für seine Männer. Denn kaum hatten sie sich nach dem Aufstellen einiger Posten in ihren Wagen zum Schlafen niedergelegt, als sie schon wieder durch Schüsse geweckt wurden, die vom nahen Waldrand zu ihnen herüberpeitschten. Jäh fuhr der Oberleutnant hoch, dem ein Geschoß dicht über seinem Kopf in seinen Wagen schlug. Nun entspann sich eine wilde Schießerei zwischen den im Wald steckenden Polen einerseits und den Posten und den zu ihrer Unterstützung herbeigeeilten Männern der Betriebs- und Werkzeugtrupps andererseits. Am nächsten Morgen setzte deshalb der Oberleutnant der Flughafenbetriebskolonne als erstes die drei zu ihr gehörigen Fliegerabwehrgeschütze gegen den Wald ein. Außerdem unternahm die Infanterie, die in der Nähe des Flughafens Quartier bezogen hatte, Streifen in den Wald und nahm eine größere Anzahl verdächtiger Zivilisten fest. Es war von großer Wichtigkeit, die Umgebung des Flugplatzes zu säubern, bevor die Maschinen kamen. Denn es ist anderswo von versprengten Polen versucht worden, mit Leuchtspurmunition deutsche Flugzeuge nachts in Brand zu schießen.
Noch sind die Spuren der vorangegangenen deutschen Bombenangriffe überall auf dem Flugplatz sichtbar. Nur auf dem Flugfeld selber hatte ein aus Zivilbevölkerung gebildeter Trupp schon sofort nach der Einnahme der Stadt damit angefangen, die vielen großen und kleinen Bombentrichter mit Erde aufzufüllen. Nun rückt Arbeitsdienst an, um das Einebnen zu vollenden und die zugeschütteten Einschläge mit Grasnarbe zu bedecken. Die Hallen aber sind noch ganz in dem Zustand, in den sie durch Volltreffer der Kampfflieger versetzt worden waren. Am schwersten ist die große Mittelhalle der Werft mitgenommen. In ihrer Mitte klafft ein Sprengtrichter von mindestens vier Meter Durchmesser. Die Heizanlage ist durch eine Bombe mit Spätzündung aus dem Keller

hervorgerissen. Wie Gedärme eines Riesenkadavers krümmen sich die verschlungenen Rohre. Der Boden ist mit Splittern des Glasdaches bedeckt.
Besonders fällt es auf, daß alle Hallen, Werft- und Werkstatträume und auch alle Verwaltungs- und Unterkunftsgebäude völlig leer sind. Die Räumung des Bromberger Flughafens muß also von langer Hand her vorbereitet gewesen und so rechtzeitig erfolgt sein, daß nur noch der verlassene Flughafen den Bombern zum Ziel wurde. Alle Schränke, alle Kästen und Schubfächer sind ohne Inhalt. Selbst die Feuerlöscher sind aus ihren Behältern herausgenommen. Hier haben die Polen wirklich gründliche Arbeit geleistet!
Immer neue Kolonnen rücken zur Verstärkung an. Nachrichtentrupps beginnen die Leitungen zu legen. Und bald sind Verwaltungsgebäude und Unterkunftsräume so weit eingerichtet, daß sie bezogen werden können. Sogar die Uhr im Turm geht wieder! Die Hallen sind von Trümmern und Splittern gereinigt und stehen weit geöffnet zum Empfang der deutschen Flugzeuge bereit, die um die Mittagszeit erwartet werden. Mit Fähnchen ist zunächst eine Start- und Landebahn abgesteckt, bis die letzten Bombenlöcher verschwunden sind.
Die Sonne hat den Morgendunst zerstreut. Im Schatten der Gartenbäume dampfen die Feldküchen. Es riecht nach Erbsen und Speck. In dem großen, jenseits der Straße gelegenen Hauptverwaltungsgebäude hat inzwischen der Flughafenkommandant sein Lager aufgeschlagen. Der Wetterdienst hat irgendwo seine Räume bezogen. Brennstoffwagen rollen an. Und plötzlich verkündet ein Brummen in der Luft das Nahen der ersten deutschen Maschinen.
Eine Kette von Nahaufklärern landet herein. Dann läßt sich ein Fieseler „Storch" auf dem Platz nieder, langsam, als stiege er unsichtbare Treppen hinab. Eine Ju 52 folgt. Ihr entsteigt ein General mit seinem Gefolge. Der Kommandant des soeben neugeborenen Fliegerhorstes Bromberg erstattet ihm Meldung.
Dann pfeift es wie der Wind daher. Die Jäger kommen. Staffel auf Staffel, eine ganze Gruppe fällt ein. Unter ihrem Schutz beginnen jetzt die Aufklärer von ihrem neuen Posten aus sofort wieder mit ihrer Arbeit. Es liegen bereits von der Division aus Aufträge für sie vor. Der erste Aufklärer startet, von drei Jägern begleitet, mit dem Auftrag, den Raum Bromberg—Thorn—Alexandrow—Hohensalza—Mogilno—

Gnesen—Znin—Bromberg aufzuklären, durch den gestern noch die vorderste Linie lief.

„Auf der Straße Fordon—Scharnau", berichtet der Aufklärer, ein Oberleutnant, als er nach anderthalb Stunden wieder landet, „bemerkte ich starke Staubentwicklung von deutschen Kolonnen. Auf allen ostwärts führenden Straßen war nichts mehr von den Polen zu sehen. Nur in Gnesen sah ich noch Reste abziehender polnischer Kolonnen. Rückläufige Bewegungen waren nirgends zu beobachten."

Und während hier draußen auf dem Flugplatz der mit so großer Schnelligkeit wieder in Gang gebrachte Flugbetrieb seinen Fortgang nahm, vollzog sich in der Stadt der Schlußakt eines der grausigsten und blutigsten Dramen, welche die Weltgeschichte kennt. Als endlich die deutschen Truppen, nachdem die Grenzüberfälle und die Verfolgungen Volksdeutscher nicht aufhörten, Gewalt mit Gewalt beantworteten, da erst setzte der Polenterror in seiner ganzen Scheußlichkeit ein. Kaum faßlich, daß in all diesem Grauen noch eine Steigerung möglich war, und doch war dies der Fall an jenem Blutsonntag in Bromberg. Dieser 3. September wird für immer ein Schandfleck in der Geschichte Polens bleiben. Über Deutschlands Grenzen hinaus haben diese Vorgänge in ihrer furchtbaren Wahrheit alle Kulturvölker der Erde erschüttert. Als die Polen aus Bromberg abziehen mußten, taten sie es, nicht ohne vorher die Gefängnisse geöffnet und Banden bewaffneter Verbrecher auf die schutzlose deutschstämmige Bevölkerung loszulassen. Dies vertierte polnische Gesindel im Verein mit einem Teil der verhetzten und fanatisierten Bevölkerung der Stadt richtete unter den Deutschen an diesem Sonntag ein Blutbad von unvorstellbarem Ausmaß an. Da war keine Schandtat, kein Verbrechen, das nicht in jeder Gestalt begangen wurde. Da wurden Leute in ihren Wohnungen niedergemetzelt, andere herausgezerrt und zusammengetrieben, um später verschleppt zu werden. Frauen und Mädchen wurden geschändet und mit Gewehrkolben erschlagen. Andere müssen zusehen, wie man ihre Männer und Kinder abschlachtet. Einem wird der Leib aufgeschlitzt, und er wird ausgenommen wie ein auf der Jagd zur Strecke gebrachtes Tier. Greise, die man nicht mitschleppen kann, werden bei lebendigem Leibe verbrannt. Zu Hunderten werden sie in den Wald hinausgejagt und unterwegs hinterrücks

erschossen. Über tausend Deutsche hat man gezählt, die an diesem Blutsonntag einen schreckenvollen Tod fanden. Aber ständig mehrt sich noch die Zahl der Opfer. Verscharrt im Wald, in Häuserschlupfwinkeln versteckt findet man noch immer neue Leichen.

Als die deutschen Truppen in Bromberg einzogen, zogen sie in eine Stadt des tausendfachen Martertodes ein.

Ausländische Journalisten, denen man die zerhackten und verstümmelten Körper zeigte, erklärten, daß sie die Schreckensbilder von Bromberg nie vergessen würden.

Auch Deutschland wird es Polen nie vergessen . . .

Die deutsche Flak fand im polnischen Feldzug, nachdem unsere Luftwaffe die polnischen Flieger bereits in den ersten beiden Tagen so erfolgreich bekämpft hatte, nur noch selten Ziele in der Luft. Um so stärker wurde sie zur Bekämpfung von Erdzielen herangezogen. Mit welch beispiellosem Opfermut die Flak auch an diese Arbeit heranging, zeigt folgendes Beispiel.

In der Nacht vom 8. zum 9. September versuchten die im Raume von Radom eingeschlossenen Polen bei Ilza durchzubrechen. An einer Stelle dieses Frontabschnittes war das I. Flakregiment Nr. 22 eingesetzt, nur von zwei leichten Feldbatterien unterstützt. Diese von Infanterie entblößte Stelle hatten die Polen sich für ihren Durchbruch ausgesucht. Sie richten ihre nächtlichen Angriffe zunächst gegen die Stellungen der leichten Flakbatterien. Doch sie haben sich in deren Abwehrkraft getäuscht. Wie ein Feuerwerk, unaufhörlich sprühen ihnen die Glutbahnen der Leuchtspurgeschosse entgegen. Auch die zur Niederkämpfung dieser leichten Flakbatterien herangezogene polnische Artillerie kann sie nicht aus ihren Stellungen vertreiben.

Daraufhin umgeht der Pole diese so hartnäckig verteidigte Stellung und gerät in die Flanke der schweren Flakbatterien. Auch diesmal versucht er es zunächst mit Artillerie. Das Feuer liegt nicht schlecht. Einer unserer Munitionswagen wird von einem Volltreffer erwischt und fliegt hoch. Merkwürdigerweise läßt das feindliche Feuer jetzt nach, ohne daß ein Angriff erfolgt.

Die Nacht wird kalt. Feuerschein von brennenden Dörfern leuchtet glutrot in den Himmel. Gegen Morgen, die Kälte ist noch schärfer geworden,

fröstelnd hocken wir in unseren Deckungen, erfolgt der polnische Hauptangriff. Aus Richtung der vor uns liegenden leichten Batterie tönen polnische Hurrarufe. Wir pflanzen das Seitengewehr auf und stürmen. Aus Gewehren, MG. und Infanteriegeschützen schlägt uns wildes Feuer entgegen. Trotzdem gelingt es uns, ein Stück den Hügel hinaufzukommen, der von der vielfachen Übermacht der Polen besetzt ist. Hier bleiben wir im Feuer liegen, halten aber mit unseren Gewehren und Pistolen den Feind in Schach, wobei uns die leichte Flak nach Kräften unterstützt. Aber auch in unsere Reihen schlägt der Tod. Fast droht die dünne Linie zu zerreißen. Da stürmt hoch aufgerichtet unser Kommandeur nach vorn.

Er fällt. Aber sein heldenhaftes Beispiel feuert alle an.

Die Stellung wird gehalten. Keinen Fußbreit Boden geben wir den Polen preis. Trotz steigender Verluste halten wir die Stellung, bis uns die eigene Artillerie zu Hilfe kommt. Unter ihrem gutgezielten Feuer weicht der Feind zurück. Wir springen auf und stoßen nach. Achthundert Meter weit dringen wir vor. Aber wir sind zahlenmäßig viel zu schwach, um den ganzen Geländestreifen gegen die wiederholten Angriffe der polnischen Reserven halten zu können. Dazu wird unsere Munition verzweifelt knapp. Jetzt ist die Lage wirklich ernst geworden. Wenn in diesen Augenblicken höchster Gefahr keine Hilfe kommt, sind wir verloren. Da tauchen seitwärts hinter uns die schweren grauen Schatten deutscher Panzer auf! Das ist die Rettung! Der Pole geht zurück. Der Durchbruch bei Radom ist ihm nicht gelungen. Dem todesmutigen Einsatz dieser Flakabteilung widmet der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Generalfeldmarschall Göring, in seinem Tagesbefehl vom 24. September folgende Worte: „Das I. Flak-Regiment Nr. 22 hat in einem Gefecht bei Ilza am 8. und 9. September mit hervorragender Tapferkeit an der Abwehr stärkster, an Zahl um das Vielfache überlegener feindlicher Kräfte teilgenommen. Zahlreiche Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, an der Spitze der Kommandeur, starben dabei den Heldentod. Ihrem heldenhaften Einsatz bis zum Letzten war es zu verdanken, daß das Gefecht siegreich beendet wurde. Ich spreche hiermit der Abteilung für ihren mannhaften Einsatz Dank und höchste Anerkennung aus. Mit Stolz aber gedenkt die ganze Luftwaffe jener tapferen Männer, die in heldenhaftem Kampfe geblieben sind. Sie sollen uns ein leuchtendes Vorbild sein! gez. Göring."

In den zehn Tagen jagender Verfolgung, in der Zeit vom 3. bis 12. September, wurden auch noch die letzten polnischen Flughäfen zerstört. Was aber den Polen ganz besonders zum Verhängnis wurde, das waren die Schläge der Luftwaffe, die gegen ihre Verkehrsverbindungen geführt wurden. Die polnischen Generale konnten ihre Truppen nicht mehr dorthin werfen, wo sie gebraucht wurden. Das Räderwerk ihrer Kriegsmaschine war so gestört und in Unordnung geraten, daß planvolle Aktionen nicht mehr möglich waren.

„W i r regeln den polnischen Bahnverkehr", sagte der Kommandeur einer Kampfgruppe, die auf einem Feldflughafen bereit stand, um auf rückwärtige Bahnlinien eingesetzt zu werden. Sie hatte den Auftrag, die Bildung einer zweiten polnischen Verteidigungslinie östlich der Weichsel unter allen Umständen und von vornherein zu verhindern.

Eine Nahaufklärerstaffel erhält den Befehl, die genauen Standorte der in den Wäldern westlich von Warschau steckenden polnischen Divisionen festzustellen. An einer dunklen Gewitterfront vorbei fliegt der Staffelkapitän selber zur Erkundung. Aufmerksam späht er nach unten. Nichts entgeht ihm, nicht die langsam dahinkriechenden Kolonnen, nicht die drei, vier Krad-Schützen, hinter deren Motorrädern ganze Wolken grauen Staubes von der Straße in die Felder ziehen.

Still ist's geworden da unten, denkt der Staffelkapitän, vergleichsweise still gegenüber dem Vormarsch der ersten beiden Wochen. Bei Kutno, bei Modlin, bei Warschau sitzen eingekesselt die polnischen Armeen. Was auch immer mit ihnen geschehen mag, rauskommen werden sie da nicht. Aber die schönen Zeiten sind vorbei, wo da unten die Infanterie angriff und mit stürmender Hand Stellung auf Stellung nahm, den Polen immer weiter zurückdrückte und die weißen hakenkreuzförmigen Zeichen auslegte, mit denen sie die jeweils vorderste deutsche Linie den Fliegern zu erkennen gab, daß es aussah, als ob wandernde Hakenkreuze das polnische Land in Besitz nahmen.

Zwei Flakschüsse erinnern den Staffelkapitän daran, daß der Pole sich noch nicht ergeben hat. Da unten wird gekämpft! Granateinschläge lassen ihre Rauchwolken aufsteigen und im Winde weißlichgrau zerflattern. Auf einer grünen Wiese liegen Männer in dünnen Reihen. Da erhebt sich eine Gruppe, rennt vor und wirft sich wieder hin. Deutsche

Infanterie, die in irgendein Teilgefecht verwickelt worden ist! Die Einschläge der polnischen Granaten, sieht der Staffelkapitän mit Befriedigung, liegen viel zu weit nach hinten.

Er stellt die Maschine auf den Flügel und streicht ab. Da drüben qualmt ein Dorf, das die Polen vor drei Tagen noch verteidigt haben. Viele Dörfer hat der Staffelkapitän in diesem Feldzug schon brennen gesehen, im Korridor und im Posenschen. Aber das waren die Dörfer von Volksdeutschen, durch abziehende polnische Banden in Brand gesteckt. Von oben ließ sich das sogleich erkennen. Keine Granattrichter, keine Kampfesspuren, einfach abgebrannt. Aber Kirchen und Synagogen unversehrt!

Der Staffelkapitän geht tiefer. In den Wäldern dort hinten müssen die gemeldeten polnischen Divisionen stecken. In fünfhundert Meter Höhe jagt er auf die Wälder zu. Voraus auf einem Waldweg, halb im Schatten der Bäume: Kolonnen! Pferde! Wagen! Männer laufen da umher! Dahinter Lagerfeuer! Dort eine Abteilung Reiterei! Immer mehr und mehr läßt sich jetzt erkennen, daß hier große Truppenmengen sind. Sonderbar, daß sie nicht schießen, denkt der Staffelkapitän. Vielleicht glauben sie, daß sie noch nicht entdeckt sind, und wollen ihre Stellung nicht verraten. Aber da knackt es auch schon in den Flächen und an der Motorhaube! Er reißt die Maschine hoch und herum, er weiß genug. Ein Blick nach hinten zeigt ihm, daß auch sein Beobachter erkannt hat, daß dies wahrscheinlich die gesuchten Divisionen sind, und eifrig in den Planquadraten seiner Karte Notizen macht.

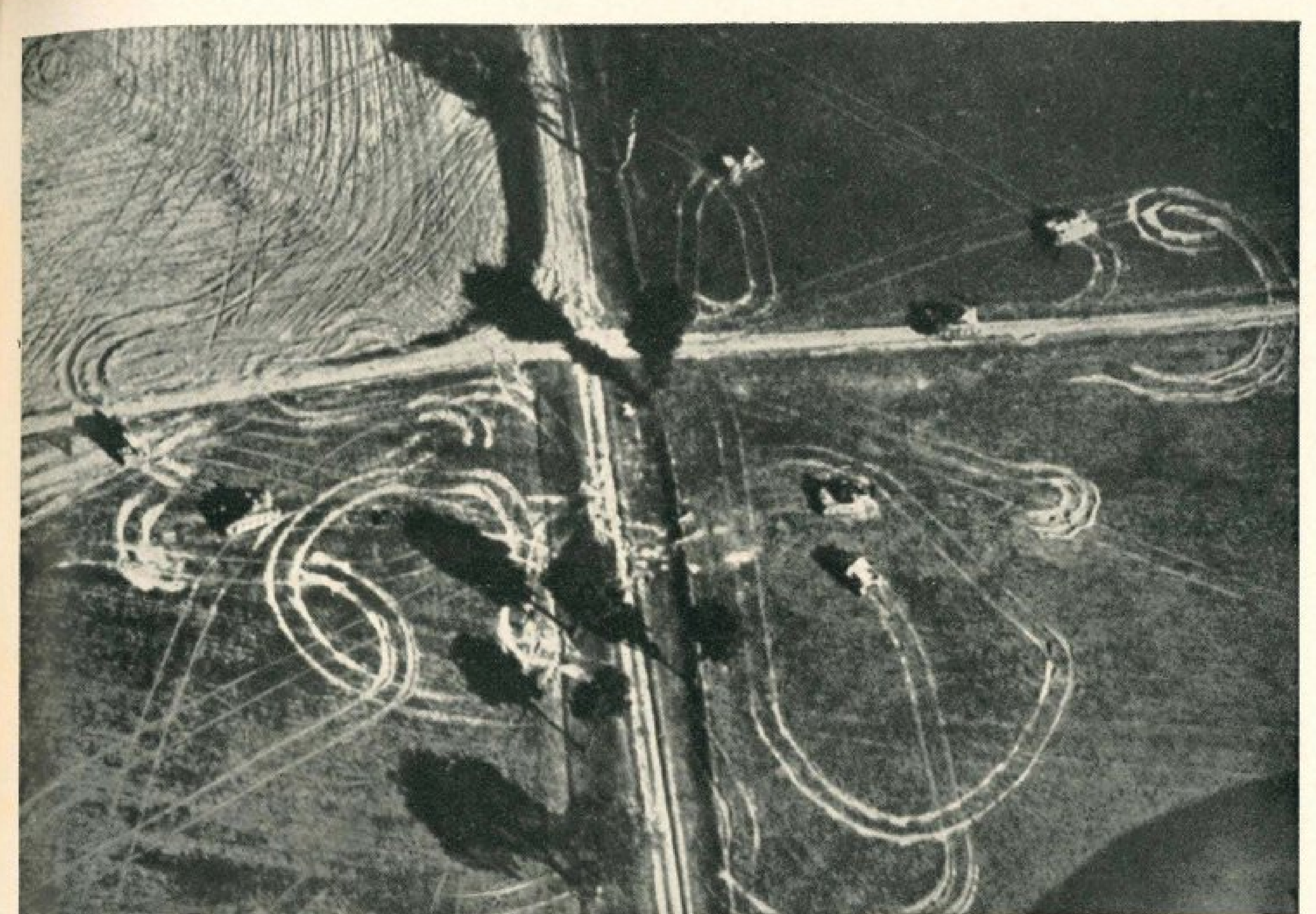
Der Staffelkapitän nickt befriedigt und macht sich auf den Heimflug. Kaum sind ein paar Minuten verstrichen, da erblickt er auf einem Kahlschlag unten ein paar dunkle Flecke, die sich in Richtung auf die eben von ihm entdeckten Divisionen hin bewegen. Er kurvt und drückt hinab, und da erkennt er sie: deutsche Panzer! Noch tiefer! Erstaunlich geschickt rollen die schweren Ungetüme über Baumstümpfe und gefällte Stämme. Man muß sie warnen! Natürlich, sie befinden sich hier nicht auf einem Nachmittagsausflug und halten schon von selbst Augen und Ohren offen, aber eine solche Polenübermacht käme ihnen doch wohl überraschend. Dicht über die grauen Stahlleiber fegt die Maschine jetzt in einer engen Schleife. Der freier sitzende Beobachter, der sofort begriffen hat, worum es geht, gibt Warnzeichen mit seinen Armen. Unten versteht man ihn. Die Panzer halten an. Krad-Schützen lösen sich von ihnen und jagen nach den Seiten und zurück.



So sieht der Flieger, wenn er zum Tiefflug übergeht, die eigene marschierende Infanterie auf den endlosen polnischen Ebenen.

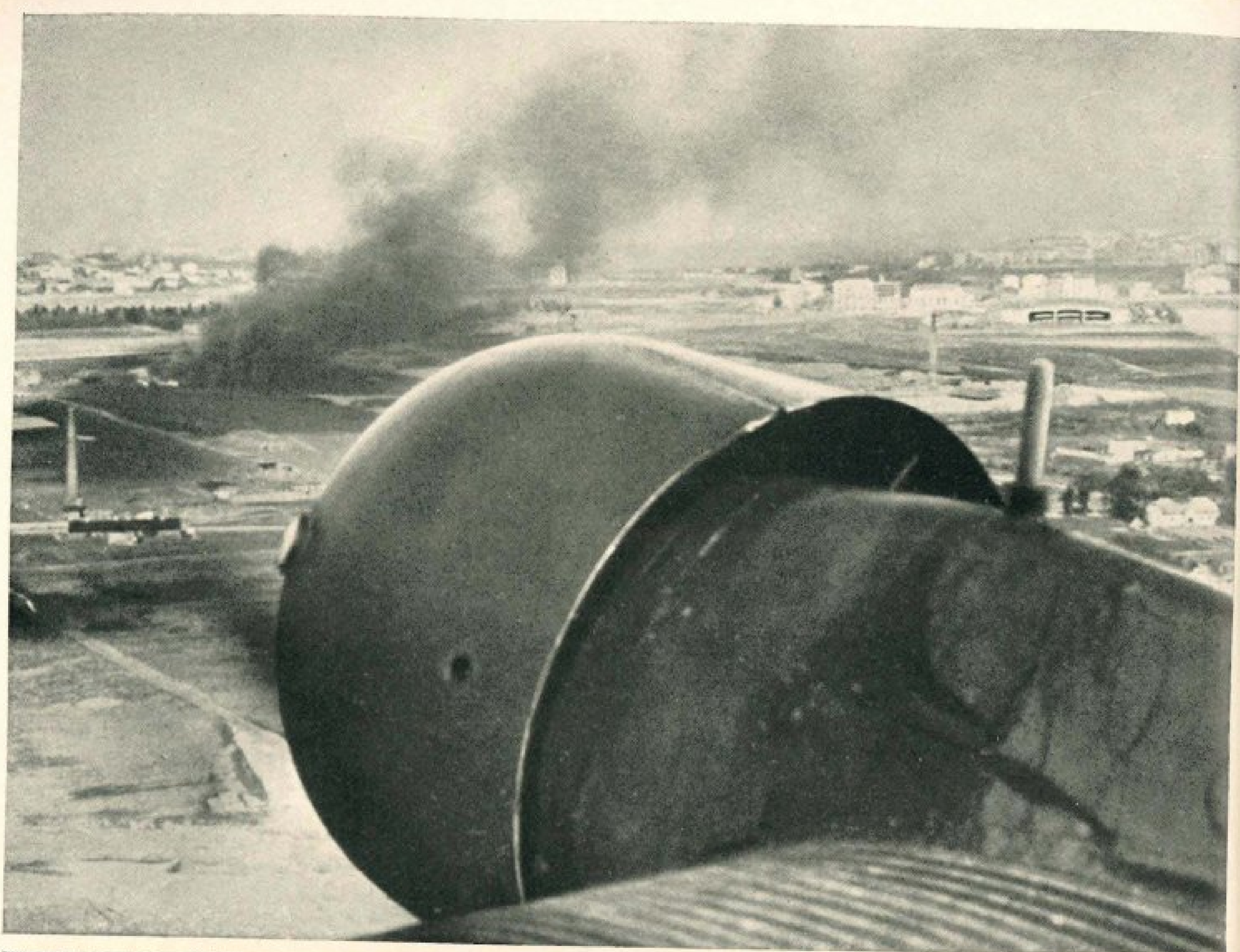


Luftbild der völlig unversehrt gebliebenen Stadt Kielce. Auf den Anlagen inmitten des freien Platzes Zick-Zack-Gräben als Schutz gegen Fliegerbomben.

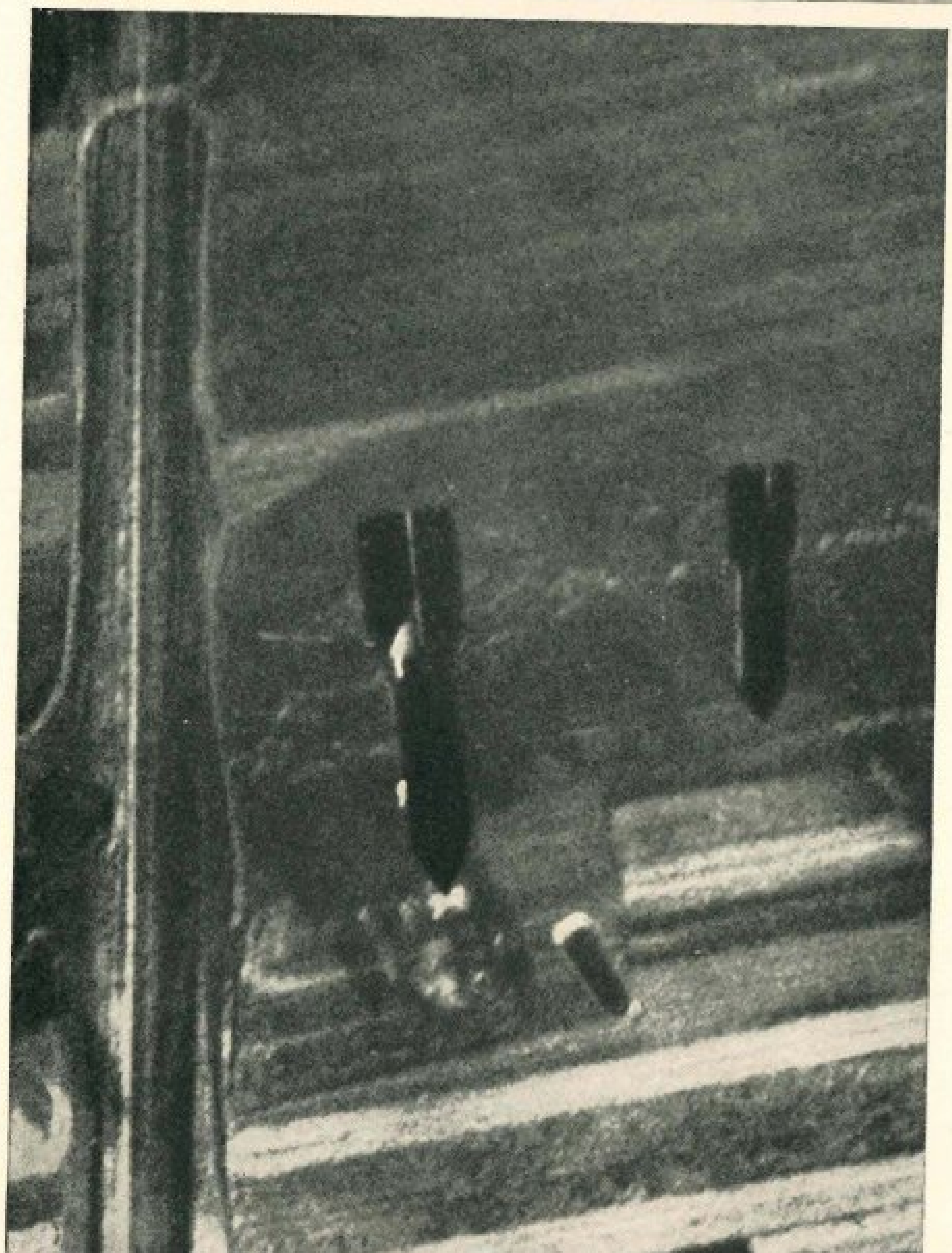




Oben: Panzer im Gefecht um eine Straßenkreuzung.
Unten: Stukas und Panzer arbeiten vorbildlich zusammen.



Im Flug gegen Warschau.



Fallende Bomben vom eigenen

Kurze Zeit später gibt der Staffelkapitän seine Meldung von den polnischen Divisionen an die Gruppe weiter.

Ein wenig abseits von der großen Straße, die nach Warschau führt, nördlich von Radom, liegt ein Gutshaus mit einem kleinen Park. Ein Doppelposten steht am weit geöffneten Parktor, durch das ein reger Verkehr von Ordonnanzoffizieren, Wagen und Krad-Fahrern ein und aus geht. In allen Zimmern des polnischen Gutshauses sitzen die Offiziere des Stabes an der Arbeit, schrillen Telefone, eilen Meldegänger mit Befehlsmappen und Schriftstücken. Hier ist das Hirn der vom Süden her gegen den Raum von Kutno eingesetzten Luftwaffe. Es ist das Standquartier Generalmajor Freiherr von Richthofens, des letzten Führers der Legion Condor.

Von hier aus setzt er die ihm unterstehenden Geschwader ein, die Jäger, Kampf- und Sturzkampfflieger. Vier, fünf „Störche", die Meldereiter des motorisierten Krieges, stehen an der linken Seite der Allee aufgereiht, die das Gutshaus mit der großen Straße verbindet.

Wieder rasselt im Zimmer des Adjutanten das Telefon. Im Zimmer daneben, durch die offene Tür sichtbar, steht der General an seinem Schreibtisch. „Division X nördlich Modlin meldet, daß sie von vier polnischen Divisionen hart bedrängt wird", ruft der Adjutant, den Hörer am Ohr, zum General hinüber. „Sie bittet dringend um den Einsatz von Stukas."

Richthofen erteilt sofort die nötigen Befehle, und wenige Minuten später braust Staffel um Staffel der zum Angriff befohlenen Gruppen über das Stabsquartier hinweg nach Norden.

Ein Einsatz dieser Art, der kämpfenden Erdtruppe zu Hilfe zu kommen, das planvolle Zusammenarbeiten mit ihr, war im polnischen Feldzug zu einer der wichtigsten Aufgaben der Luftwaffe geworden. Daß aber Stukas und Schlachtflieger eingesetzt werden mußten, um einen feindlichen Infanterieangriff auf das eigene Stabsquartier zu unterbinden, das gehört selbst in der an abenteuerlichen Lagen so reichen Geschichte der Luftwaffe in diesem Polenkrieg zu den Seltenheiten.

Und doch ereignete sich ein solcher Fall gleich an einem der ersten Tage, als Generalmajor von Richthofen dieses Gutshaus zu seinem Stabsquartier machte, das in einem Gebiet lag, über das die Kämpfe eben

erst hinweggegangen waren. Als unbedingt gesichert konnte es natürlich nicht bezeichnet werden, denn bei dem hastigen Vormarsch konnten überall in den dichten Wäldern und einsamen Gehöften noch versprengte und abgeschnittene polnische Truppen zurückgeblieben sein. Hier eine Säuberungsaktion vorzunehmen, die Wälder durchzukämmen, Dörfer und Gehöfte genauer zu durchsuchen, dazu war noch keine Zeit gewesen. Es hatte dringendere Aufgaben gegeben.

Aber eines Tages, als Richthofen mit seinen Offizieren beim Essen saß, hörten sie mit wachsendem Erstaunen, wie aus einer anfangs leichten Schießerei ganz in der Nähe des Gutshauses sich ein regelrechtes und immer heftiger werdendes Feuergefecht entspann.

Der General ließ sofort eine Flughafenbetriebskolonne alarmieren, die in der Nähe des Stabsquartiers lag. Sie erhielt den Befehl, die nahe am Gutshof beginnenden Wälder abzuriegeln. Während dies geschieht, trifft die Meldung ein, daß mittels eines zur Erkundung aufgestiegenen „Storches" festgestellt wurde, daß es sich bei der Schießerei, die sich zwischen deutschen Nachschubkolonnen und plötzlich aus den Wäldern hervorbrechenden polnischen Soldaten entwickelt hatte, nicht nur um einen kleinen Trupp Versprengter, auch nicht um ein paar Kompanien, sondern um Tausende handelte, die unter Führung ihrer Offiziere heranrückten. Gegen eine solche Übermacht reichten die schwachen Trupps der Kolonne nicht aus. Infanterie, Artillerie lagen weit vorn im Kampf. Unterstützung von Radom herbeizurufen, hätte zu lange gedauert.

Doch Generalmajor von Richthofen geriet keinen Augenblick in Verlegenheit. Unbekümmert und kaltblütig erteilte er den Befehl, gegen die heranmarschierenden feindlichen Kräfte Stukas und Schlachtflieger einzusetzen!

Da hatten nun die Polen geglaubt, ohne große Mühe ein schwach geschütztes deutsches Stabsquartier überrennen und nach dem rettenden Osten durchstoßen zu können! Späher oder Bauern mochten ihnen davon berichtet haben. Aber daß sie gerade an Richthofens Stabsquartier geraten würden, darauf konnten sie natürlich nicht vorbereitet sein. Aber gleich sollten sie erfahren, mit wem sie es zu tun hatten!

Denn alsbald erhob sich überall in der näheren und weiteren Umgebung ein drohendes Summen und Brummen wie in einem Hornissennest. Und ein Hornissennest war es auch, in das die Polen unwissend hier

hineingestolpert waren. Noch mochten sie vielleicht hoffen, daß dies unheilverkündende Geräusch nicht ihnen galt. Aber rasch wurde das Brummen zu lautem Dröhnen, und Staffel auf Staffel zog sich zielesuchend über ihnen zusammen. Erschreckt versuchten die Polen so schnell wie möglich in Deckung zu gehen, rannten unter Bäume, warfen sich in Gräben, krochen unter Sträucher. Vergeblich! Da heult und pfeift es über ihnen in der Luft, und die Bomben schlagen unter ihnen ein. Die Wirkung ist gewaltig. Was nicht getroffen wird, flieht in voller Auflösung zurück. Doch die Stukas setzen ihnen unerbittlich nach, darauf bedacht, keinen von ihnen entkommen zu lassen.

Nur einem polnischen Major mit einer Schar von dreihundert Mann ist es geglückt, in östlicher Richtung ein jenseits der großen nach Warschau führenden Straße liegendes Waldstück zu erreichen. Bei dem Versuch, darüber hinaus durchzudringen, stößt er auf den rechten Flügel der Kolonne. Diesem gelingt es zwar, den verzweifelten Durchbruchsversuch aufzuhalten und die Polen in das Wäldchen zurückzutreiben. Doch fanden hierbei sechzehn tapfere Männer der Kolonne den Tod. Hartnäckig verteidigte sich der polnische Major mit seiner ungewöhnlich standhaften Schar. Darum erhielt, um unnötige Verluste zu vermeiden, eine Stuka-Staffel den Befehl, das Wäldchen mit Bomben zu belegen. Noch einmal prasselten hier die schweren Bomben herab. Dann war es still.

Als danach die Flieger den Wald abstreiften, fanden sie nicht einen einzigen Lebenden mehr.

Während sich über Kutno das schwere Gewitter der großen Vernichtungsschlacht zusammenzieht, führen östlich der Weichsel kleinere abgerissene Truppenteile der polnischen Armee den Krieg auf eigene Faust weiter. Nur hier in Ostpolen ist der Eisenbahnverkehr durch die deutschen Kampfflugzeuge noch nicht völlig lahmgelegt. Immer noch fahren hier Züge von Osten nach Westen, von Norden nach Süden, voller Truppen, die hoffen, irgendwo den Anschluß an die Front zu bekommen. Immer noch gibt es hier Brücken, auf die keine zerstörende Bombe abgeworfen wurde, Städte und Dörfer, die das Dröhnen der deutschen Flugmotoren noch nicht gehört haben. Deutsche Aufklärer melden sogar starken Verkehr. Es muß unter allen Umständen verhindert

werden, daß die Reste und Reserven des polnischen Heeres sich zu größeren Verbänden zusammenschließen.
Ein Geschwader von Kampfflugzeugen bekommt den Auftrag, dieses Gebiet abzustreifen. Es lohnt sich nicht, hier ganze Gruppen oder auch nur Staffeln einzusetzen. Darum fliegen sie in Rotte, also zu zweit, über die weiten Räume der Rokitnosümpfe. Ihnen ist der Befehl „Jagd frei" erteilt, das heißt, es ist ihnen freigestellt, sich selber das Ziel in dem zugewiesenen Raum zu suchen.
Einer dieser Flieger erzählt: „So ziehen wir also unter dem regnerischen Himmel der Rokitnosümpfe der Ostgrenze Polens zu. „Rammbock" heißt unser Kahn. Die zweite Maschine flog schon in Spanien und führt den schönen Namen „Tera vento", windige Sache. Unter uns gleitet ein Land von unbeschreiblicher Öde weg. Es ist von Krüppelwald überwachsen und von Kanälen durchzogen, die vergeblich die Sümpfe zu entwässern suchen. Trotz seiner Feuchtigkeit ist es ein berühmtes Gebiet für Waldbrände. Und wirklich kann ich einmal aus 3000 Meter nicht weniger als vierzehn Brandstellen sehen. Die haben bis jetzt mit dem Kriege nichts zu tun. Denn hier gab es keine Kämpfe . . .
Man hat uns den Raum Sarny—Rowne zugewiesen. Unter uns stehen viele Züge bewegungslos, anscheinend ohne Dampf, auf den Schienen. Wir drehen die Klappen der Bombenschächte auf. Das sieht nach leichter Beute aus! Aber was bedeutet das? Hier wieder, südlich der Stadt Kostopol, reiht sich Zug an Zug. Alle stehen, alle ohne Dampf! So sieht es sonst auf den zerstörten Strecken aus! Was soll das hier? Hier sind wir doch die ersten Angreifer! Ist unser Anflug entdeckt und vor uns gewarnt worden?
„Tera vento", in der unser Staffelkapitän sitzt, neigt sich zum Angriff. Wir folgen. Wie große Raubvögel kreisen wir hinab. Erst führt der Staffelkapitän seinen Angriff durch, zunächst noch in größerer Höhe. Er verfehlt sein Ziel, einen Eisenbahnzug, und greift dafür den nächsten im Tiefangriff an, diesmal treffen seine Bomben.
Der „Rammbock" wiederholt den Angriff. Und jetzt geschieht etwas Sonderbares: In steilem Flug zieht „Tera vento" hoch und fliegt rasch geradeaus nach Osten, ohne sich wieder um die Ziele zu kümmern. Wir zerbrechen uns nicht lange den Kopf darüber. Hier gibt es für uns Arbeit! Aus der Lokomotive eines der stehenden Züge quellen weiße Dampfwolken, und der Zug geht ab. Es scheint, er hat sich tot gestellt und will

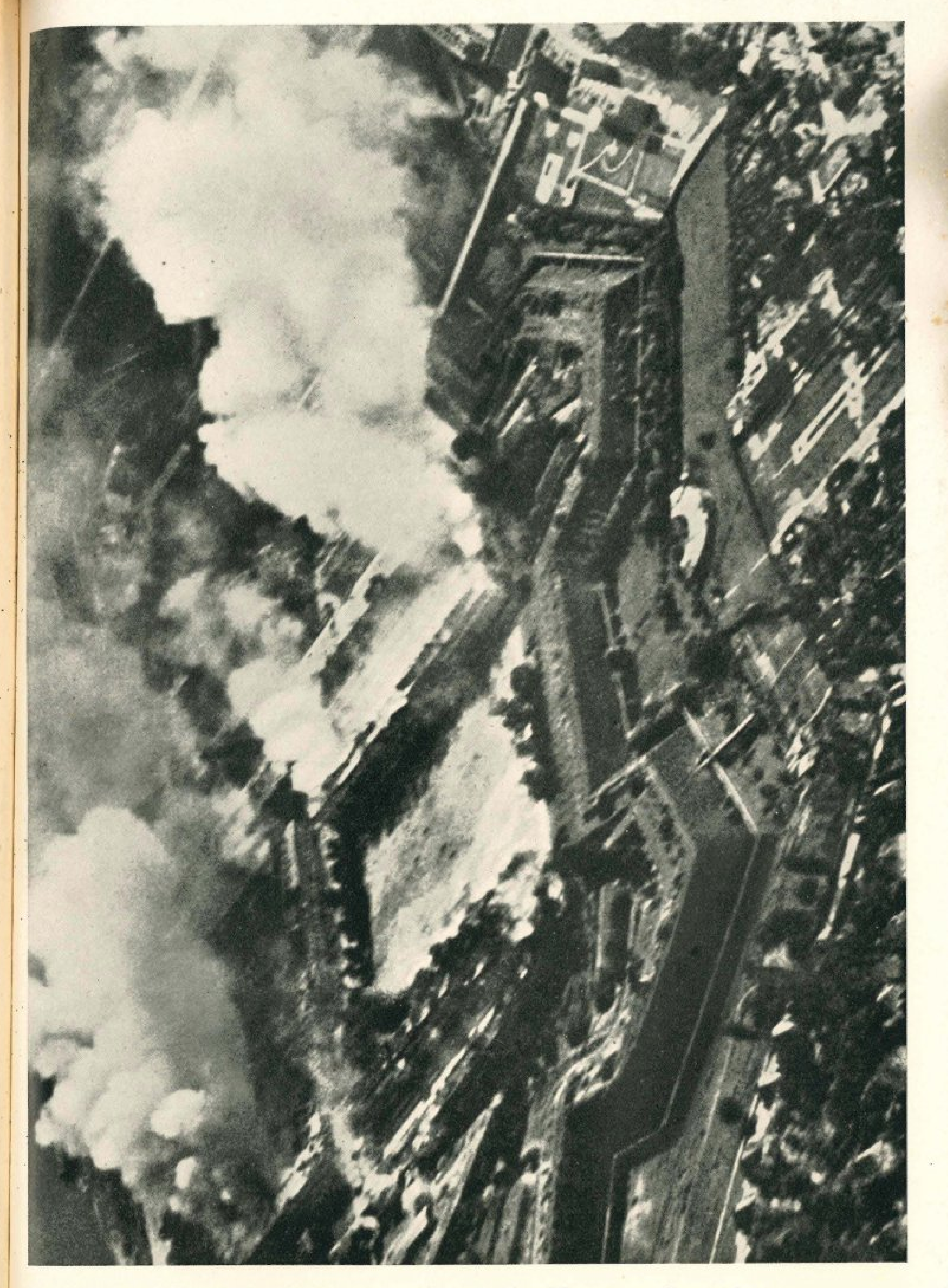
jetzt, erschreckt durch die Bomben, den kläglichen Versuch machen, vor uns auszureißen. Der „Rammbock" brummt und stößt auf ihn hinab. Wir sparen unsere Bomben und feuern mit MG. auf die Lokomotive. Da haut uns ein wildes Abwehrfeuer in den Kahn. Teufel nochmal, der Zug ist vollbesetzt mit polnischen Soldaten! Da springen sie heraus, weiter nach oben feuernd. Aber vor unseren Maschinengewehrgarben fliehen sie in den Wald. Jetzt sind wir über dem Zug, und unsere Bomben fallen aus knapp dreißig Meter Höhe! Keine geht daneben! Hinter uns stürzen, wie von feurigen Fäusten zerrissen, die Wagen durcheinander! Das war ein guter Fang!
Wir kurven auf der Flügelspitze, sprengen im Bahnhof von Kostopol noch einen zweiten Zug, der diesmal wirklich leer zu sein scheint, und setzen unsere beiden letzten Bomben haargenau auf die kleine Brücke eines Fabrikgeleises, wo fünf Lokomotiven unter Dampf stehen!
Der „Rammbock" fliegt nach Haus.
Hier löst sich auch das Rätsel um die „Tera vento". Im Augenblick als die Bomben fielen, wurde der Pilot von einem Schuß getroffen und sank schwer über dem Steuer zusammen. Der neben ihm sitzende Staffelkapitän griff mit beiden Händen zu und hielt das Steuer fest. Die durch Signale herangerufene Besatzung zog den Ohnmächtigen von seinem Sitz, und nach ein paar bösen Minuten saß der Staffelkapitän an seiner Stelle. Ohne weitere Zwischenfälle brachte er die Maschine zurück zum Flughafen, wo dem schwerverwundeten Flugzeugführer die notwendige ärztliche Hilfe zuteil wurde.

In dem Raum südlich der Weichsel, der durch die Namen der Orte Plock, Gabin, Kutno und Osmolin gekennzeichnet wird, hatte sich der Ring um die polnische Zentralarmee, deren Widerstand von deutscher Infanterie, Artillerie, Panzern und Flak in schweren Kämpfen zermürbt und zerbrochen worden war, immer enger geschlossen. Die Polen versuchten nach Osten und Nordosten auszuweichen, um hier die verhältnismäßig schwachen deutschen Linien hinter der Bzura zu durchbrechen. Das Ziel war die Vereinigung mit der Armee um Warschau.
Im Schutz der dichten, unermeßlichen Wälder und, wie sie meinten, unerkannt, zogen in noch guter Ordnung vier bis fünf polnische Divisionen auf die Bzura zu.

„Auf und neben der Straße, auf schmalen Waldwegen und Pfaden", so etwa schildert einer, der diese Geschehnisse teils in der Luft und teils auf der Erde miterlebte, „strömten unzählige Kolonnen aller Waffengattungen, einem hundertfach verästelten Delta gleich, den beiden einzigen Übergängen zu, die das Überschreiten des Flusses ermöglichten: Wyszogrod und die Furt in der Bzura unweit Brochow.
In den Mittagsstunden des entscheidenden Tages, als die Spitzen der polnischen Divisionen schon fast die Übergänge erreicht hatten, setzte ein schweres Trommelfeuer ein, das steil aus dem Himmel kam und das nicht eher abbrach, als bis die feindlichen Kolonnen stockten und auseinanderwirbelten. Pausenlos lösten sich die Ketten der Stukas aus den Wolken und stürzten wie starke, gedrungene Raubvögel auf das olivgrüne Gewoge da unten. Aus großer Höhe sahen wir Rauch, Feuer und die aufspritzenden Erdfontänen, sahen die dichten Wälder, von denen wir annahmen, daß sie ganzen Divisionen in solcher Not hinreichenden Schutz gewähren könnten. Und auch die Polen mochten glauben, daß sie in diesen Wäldern ihrer Heimat Sicherheit und Zuflucht finden würden.
Das aber sahen wir zwei Tage später: Etwa auf halbem Wege nach Wyszogrod haben deutsche Kampf- und Sturzkampfflieger das auf und neben der Straße dahinströmende Gros der gegen die Bzura ziehenden polnischen Armee gepackt. Eine größere Abteilung schwerer Artillerie wurde auf einer Waldschneise, wo sie biwackiert hatte, gerade in dem Augenblick von den Bomben gefaßt, als sie schon mit der Hälfte ihrer Geschütze auf die Straße zog. Ihre Vernichtung muß das Werk weniger Sekunden gewesen sein. Sie war nur noch ein wirrer Schatten ihrer selbst.
„Über uns", so schilderte ein gefangener polnischer Offizier, der, die Fassung bewahrend, seine Flakabteilung in Abwehrstellung hatte gehen lassen, „barsten in wenigen Metern Höhe die unaufhörlich explodierenden Bomben auseinander und überschütteten uns mit einem vernichtenden Regen von Splittern und Splittern. In dem Krachen hörte man das Brechen der Baumkronen, das Schreien der Pferde, das Stöhnen der Menschen, das Sausen hochwirbelnder Steine. Wir hatten noch nicht die erste Salve aus unseren Flaks abgegeben, da hob uns ein ungeheurer Luftdruck hinweg von den Geschützen, und was nicht tot war, lag halb bewußtlos im Grase, minutenlang unfähig, sich zu erheben."

In den Rohren dieser Flakgeschütze steckten noch die Granaten. Nicht ein Schuß fehlte. Die Straße aber und der angrenzende Wald waren bedeckt von einem beispiellosen Trümmerfeld. Zerstörte Wagen, verbrannte Munitionsprotzen, Gasmasken, Stahlhelme, Patronengurte, Granaten, Offizierskoffer, Mützen lagen in tollem Durcheinander herum. Aufgeblähte Kadaver von Pferden mit zerrissenen Geschirren bedeckten den Waldboden, zwischen ihnen die toten Artilleristen mit verkrampften Händen und maskenhaften Gesichtern, in die noch der letzte Schrecken gezeichnet war. Ein schwerer, säuerlicher Geruch lag über allem.
So weit der Blick die Straße absuchte, Trichter an Trichter. Auf einer Waldlichtung stehen noch zwölf Geschütze, sauber in Reih und Glied aufgefahren.
In einem Hohlweg, der abseits und gut gedeckt zur Furt der Bzura führte, hatte eine Abteilung leichter Panzer ihr Schicksal ereilt. Ihre Kraftwagen waren ausgebrannt, die Panzer leere, schwarze Höhlen, wie die verkohlten Krusten riesenhafter Meerestiere. Ein Offizierswagen lag umgestürzt am Wegrand. Briefe und Bilder waren über den Boden verstreut. Eins von ihnen zeigte das Gesicht eines älteren Offiziers mit anständigen Zügen. Wenige Meter entfernt fanden wir ihn tot neben einem Kameraden. Es war das gleiche Gesicht, nur wächsern jetzt und sonderbar erstarrt. Wir holten seine Erkennungsmarke hervor — doch sie war unbedruckt, ein leeres Stückchen Blech, das sinnlos an seiner Brust hing. Ein Zeichen dafür, in welcher Hast und Überstürzung die älteren Jahrgänge der polnischen Armee in den Kampf geworfen worden waren. Tausende, Zehntausende waren es, die das gleiche Schicksal mit ihm teilen, als unbekannte Soldaten gefallen zu sein. Sie sind noch armseligere Opfer als die anderen jener polnischen Kriegshetzer, die bis zur letzten Sekunde logen. Der Wind trug uns wie zur Bestätigung dieser Gedanken eine polnische Karte zu, auf der das Gebiet um Schneidemühl und Deutsch-Krone als vermeintliches Kampfgebiet besonders gekennzeichnet war. Weit weg von hier, hinter der deutschen Grenze, liegen Schneidemühl und Deutsch-Krone. Und wo liegt nun dieser Offizier, der in gutem Glauben zur Waffe griff —?
Muß man das weitere Bild dieser Straße nach Wyszogrod schildern, dieser Straße der verlorenen Divisionen? Sie wurde, wie der sie umgebende Wald, vom Trommelfeuer aus dem Himmel zerschlagen. Sie

ist ein Weg, der bis zur zerstörten Bzurabrücke über Trümmer und Leichen führt und den zahllose tiefe Bombentrichter bedecken.
Wie eine Apotheose der Vernichtung wirkt die Furt über die Bzura unweit Brochow. Hier vereinigten sich die polnischen Kolonnen zu einem letzten Durchbruchsversuch. Aber auch hier wurden sie von den deutschen Kampf- und Sturzkampffliegern gepackt, während auf der anderen Seite deutsche Panzer einen ehernen Wall zogen. Die polnische Spitze ist gerade bis zum Fluß gekommen. Unter dem Schutz einiger tapferer Flakkanoniere versuchte sie den Übergang zu erzwingen. Da dröhnte es abermals über ihnen, und die Bomben der herabsausenden Stukas zerschlugen ihnen ihre letzte Hoffnung. In der Furt sind die Wagen, Kanonen, Menschen und Pferde steckengeblieben. So dicht bedecken sie das trübe Wasser, daß man auf den Planken und Trümmern trockenen Fußes über die Bzura gelangt. Sie wurden hingemäht, wo sie fuhren, ritten oder standen, an den Ausgängen der Waldpfade und hier, wo die Kolonnen vor der Furt an einem Punkt zusammenprallten, um hier in voller Auflösung und wilder Panik jämmerlich zu enden.
So weit man blicken kann, liegen die Überreste der vernichteten Divisionen umher. Fern auf den Wiesen weiden seit Tagen die entkommenen Pferde der Batterien, die zum Teil noch zerrissene Halfter und Geschirrstränge mit sich schleppen. Jetzt noch nach zwei Tagen sieht man lange Züge jener polnischen Soldaten in die Gefangenschaft marschieren, die der Hölle an der Bzura unversehrt entrannen. Zehntausende sind es, die mit gleichgültigen, bleichen Gesichtern des Weges ziehen.
In dieser Schlacht wurden die letzten kampfstarken Teile des polnischen Heeres zusammengeschlagen. Noch niemals in der Weltgeschichte ist ein solcher gewaltiger Einsatz von Kriegsflugzeugen erfolgt. Mehrere hundert Maschinen wurden an einem einzigen Tage, am Sonntag, dem 17. September, im Raume von Kutno eingesetzt und warfen in wiederholten Angriffen einige tausend Zentner Bomben ab. So konnte der Kriegsbericht vom 18. September sagen: „Die deutsche Luftwaffe hat damit die ihr im Osten gestellte Aufgabe im wesentlichen erfüllt."
Nur die polnische Hauptstadt und die Festungen Modlin und Hela halten jetzt noch stand.



Luftbild der Festung Modlin während der Stuka-Angriffe am 17. September 1939.



Bombeneinschläge auf die Festungsanlagen von Nowy Dwor, einem Vorwerk der Festung Modlin.

Die harten Schläge der deutschen Luftwaffe spiegeln sich auch deutlich in Haltung und Aussagen der Gefangenen wider. Es ist bezeichnend, daß diese noch nach Tagen der Gefangenschaft völlig unter dem Eindruck ihrer schrecklichen Erlebnisse stehen. Immer noch blickt aus ihren Augen das Grauen dieser Vernichtungsschlacht, sind ihre Ohren erfüllt von dem Bersten und Krachen der deutschen Granaten und Bomben, können sie das Entsetzliche nicht vergessen, das sich unauslöschlich in ihre Hirne eingeprägt und eingehämmert hat. Besonders die Aussagen von Offizieren und Mannschaften der durch ihre rasche Vernichtung bekanntgewordenen Brigade Pomorsky sind in dieser Hinsicht aufschlußreich.
„Schon am ersten Kampftag", erzählt ein polnischer Soldat vom Chevalier-Regiment 2, das in Stargard seinen Standort hatte, „wurden wir dazu eingesetzt, das von Dirschau her fluchtartig zurückgehende zweite Jägerbataillon aufzunehmen. Das gelang uns auch. Wir konnten uns zwischen die Deutschen und die fliehenden Jäger werfen und so deren Abzug decken. Aber gerade als unser Regiment die Weichselbrücke überschreiten wollte, fielen deutsche Bomber über uns her. Ein Volltreffer warf den vorderen Brückenbogen in den Fluß. Viele von uns versuchten mit den Pferden schwimmend durch den Fluß zu kommen, aber fast alle ertranken in der reißenden Strömung. Wir andern wollten uns in kleinen Trupps durch die Wälder nach Bromberg durchschlagen, aber dabei gerieten wir in flankierendes Feuer deutscher Infanterie, und was nicht fiel, wurde gefangen."
Die Ulanen-Regimenter 16 und 18 der Brigade Pomorsky, die ihre Standorte in Bromberg und Graudenz hatten, ereilte ihr grausiges Schicksal in den Wäldern um Tuchel. Ein deutscher Aufklärer hatte sie entdeckt, und durch seine Meldung waren die Kampfflieger gegen sie angesetzt worden. In rollenden Angriffen warfen sie ihre Bomben auf die Wälder ab. Todesschreie zerrissener Pferde und Menschen, toll durcheinander galoppierende Schwadronen, niedergestampfte Reiter und solche, die die Gewalt über ihre blind durchgehenden Tiere verloren hatten! In diesen Schreckenswirrwarr hinein stießen überraschend deutsche Panzer. Von diesen wurden die Reste der stolzen polnischen Reiterregimenter zusammengeschossen und zermahlen. Das waren diese selben deutschen Panzer, von denen man den polnischen Offizieren und Soldaten erzählt hatte, daß sie nur Blechattrappen seien, die man mit einem Degenstich verletzen, mit einer Lanzenspitze durchbohren und mit Revolverkugeln

durchsieben könne! Nur diese albernen Lügen über die Verletzlichkeit der deutschen Panzerwaffe machen es verständlich, daß an anderer Stelle ein junger polnischer Leutnant einen deutschen Panzer mit vorgehaltener Pistole und dem Befehl „Stoj!" („Halt!") zur Übergabe auffordert.
Die wenigen erschöpften und verstörten Reiter, die dieser Hölle entkamen, wurden beim Versuch, bei Kulm über die Weichsel zu setzen, von deutschem Maschinengewehrfeuer erfaßt, kaum einer entkam.
Ein Unteroffizier der polnischen Schützen zu Pferde von dem in Kulm stehenden 8. Regiment, der den Rückzug von Konitz her mitgemacht hatte, erzählt:
„Mein Regiment hatte Befehl, den Schutz der über Konitz zurückgehenden Truppen zu übernehmen. Als Nachschub ritten wir auf der Straße nach Thorn an weiten Stoppelfeldern vorbei, die zu beiden Seiten an Eichenwälder grenzten. Plötzlich knatterte es von beiden Seiten! Deutsche MG.! Alles spritzte durcheinander. Die Verwirrung war groß. Wer nicht getroffen wurde, suchte sich durch die Flucht zu retten. Gleich darauf fanden wir links und rechts der Straße die sechs kleinen Tanks und die Panzerspähwagen, die uns zur Unterstützung entgegengeschickt waren, zerschossen und ausgebrannt liegen. Wir ritten an ihnen vorbei, verzweifelt und enttäuscht. Wir hatten uns das alles anders vorgestellt!"

Breit hingestreckt an der Seite der Weichsel liegt Modlin, die starke polnische Festung. Seit Tagen liegt sie unter dem Feuer der mittleren und schweren deutschen Artillerie. Dumpf kracht Abschuß auf Abschuß in der Nebelluft der letzten Septembertage, hallt der unaufhörliche Donner der Einschläge über die Ebene. Das Scherenfernrohr zeigt fast jede Einzelheit. In dem trüben Dunst, aus dem schwefelgelbe und dunkelrote Flammengarben emporschießen, ragt schattenhaft der zerschossene Wasserturm, da liegt die gesprengte Weichselbrücke und dort die Forts II und III, auf die jetzt die schwersten Kaliber eintrommeln.
Aber nicht nur von der Erde her wird die Festung bedrängt. Aus den Wolken, die träge über den grauen Herbsthimmel ziehen, stürzen drei, vier, sechs Sturzkampfflieger, eine Staffel, eine zweite, dritte auf die qualmenden Forts herab. Die Explosionen der Bomben übertönen für Augenblicke die Granateinschläge, neue dunkel glühende Brände lodern

auf. Über die Silhouette des Stadtbildes hinweg, die sich verschwommen vor der untergehenden Sonne abzeichnet, brausen die Sturzbomber im Tiefflug.
Die Sonne ist untergegangen. Schnell fällt die Dunkelheit über das Land, und es wird Nacht. Es ist die Nacht vor der Entscheidung. Wie schaurige Fackeln leuchten die Brände in der belagerten Festung durch das nächtliche Dunkel. Leuchtkugeln steigen auf, um kometengleich nach durchmessener Bahn in das Nichts zu versinken. Die polnische Artillerie beginnt sich wieder zu rühren. Störungsfeuer! Heulend fauchen die polnischen Granaten herüber. Erdfontänen spritzen hoch, Splitter pfeifen durch die Luft. Deutsche Artillerie erwidert das Feuer, und der Pole verstummt.
Dann dämmert der Morgen herauf. Bereift sind Wiesen und Felder. Ein kalter Wind weht. Fröstelnd schlagen die Soldaten sich die Mantelkragen hoch. Das Rattern von Maschinengewehren zerreißt die Morgenstille, und gleich darauf setzt schlagartig das deutsche Vernichtungsfeuer aus sämtlichen Geschützen ein. Auch unsere Flak-Artillerie ist daran beteiligt. Im Flachschuß sprengen ihre hochbrisanten Geschosse die starken Mauern und die festen Bunker der Forts.
Während sich auch hier schon lange kein feindliches Flugzeug mehr am Himmel zeigt, ziehen unsere Aufklärer hoch über der Festung ihre Kreise, beobachten und leiten das Feuer unserer Artillerie.
Die Ohren sind abgestumpft von dem pausenlosen Dröhnen der Batterien. Dabei soll morgen erst die höchste Steigerung des Feuers erreicht werden.
In einer der deutschen Batteriestellungen nordwestlich der Forts ist Hochbetrieb. Kanoniere rennen umher, die schweren Geschosse werden herbeigeschleppt, Verschlußstücke fliegen auf und knallen zu, und wieder und wieder erschüttern die Abschüsse die kalte Morgenluft.
Ein Leutnant, der das Feuer auf Fort III beobachtet, hebt plötzlich den Kopf von den Gläsern, sieht noch einmal hin und ruft dann den Major ans Scherenfernrohr.
Der Major blickt kurz hindurch, ein halbes Lächeln zuckt um seinen Mund. Dann richtet er sich auf und wendet sich dem Leutnant zu.
„Sie haben recht! Es ist aus da drüben!" sagt er befriedigt.
Und während der Major an den Fernsprecher eilt, um dem Divisionsstab davon Meldung zu machen, tritt einer der Offiziere nach dem anderen an

das Scherenfernrohr. Richtig! Da sehen sie sie: die weiße Fahne auf Fort III! Und drüben auf der Zitadelle auch!

Eben hat der Major auf Weisung der Division das Feuer einstellen lassen, da nähert sich ihm ein junger Leutnant mit bekümmertem Gesicht.

„Herr Major, ich habe noch drei Schuß in den Rohren!"

„Tut mir leid, ich habe Befehl zur Einstellung des Feuers gegeben."

„Zu Befehl, Herr Major, dann werde ich mir die Dinger eben aufheben!"

Allen kam erst jetzt die ungeheure Stille zu Bewußtsein, die durch das Schweigen der Geschütze entstanden war. Noch am gleichen Tage erfolgte die Übergabe von Modlin.

Abenteuerliche Fliegererlebnisse in Polen

In diesen Tagen unaufhörlicher Verfolgung, in denen die nachstoßenden Truppen ungeheure Marschleistungen vollbringen mußten, in denen vereinzelte Spähtrupps und Panzer oft in Gebiete vordrangen, aus denen der Feind noch nicht völlig vertrieben war, in diesen Tagen, in denen alles in Fluß und in großer Bewegung war, gerieten auch die Flieger oft in ungewöhnliche und abenteuerliche Situationen. So kam es häufig vor, daß Flieger, Beobachter und Bodenmannschaften zu den Waffen greifen mußten, um sich nächtlicher Überfälle verstreuter polnischer Banden zu erwehren. Es handelte sich dabei vielfach um Kavallerietrupps, die sich tagsüber in den weiten, undurchdringlichen Wäldern verborgen hielten, um nachts aus dem schützenden Dunkel heraus schwächere deutsche Abteilungen, mit dem Legen von Telefonleitungen beschäftigte Nachrichtentrupps, Meldegänger und vor allem einsam gelegene Feldflughäfen anzugreifen. Auf solche Erdkämpfe freilich waren die Flieger wenig eingerichtet, und da die kämpfende Infanterie meist weit voraus war, so waren sie hierbei ganz auf sich angewiesen. Das machte ihnen manchmal viel zu schaffen. In noch gefährlichere Lagen kamen die Flieger, die, durch Motorschaden oder durch feindliche Abwehr zu Notlandungen gezwungen, sich von Feinden umgeben sahen und zu den eigenen Truppen durchschlagen mußten. Nicht selten geschah es dann, daß alles verloren schien und nur der unerhörte Einsatz des einen für den anderen, dieser schon sprichwörtlich gewordene Kameradschaftsgeist der Flieger, es fertigbrachte, daß die Rettung dennoch glückte. Besonders tollkühn waren jene Fälle, wo Flieger den beim Feinde notgelandeten Kameraden aus der Luft zu Hilfe kamen, ohne Rücksicht auf die Gefahr, beim Niedergehen selbst abgeschossen zu werden oder beim Landen auf dem schwierigen Gelände Bruch zu machen. Obendrein mußten sie mit

der Möglichkeit rechnen, von einer verhetzten und entmenschten Zivilbevölkerung zu Tode gequält oder niedergemacht zu werden.
Nur ein kleines Beispiel für die feigen nächtlichen Überfälle ist das Erlebnis jener Fernaufklärerstaffel, die, auf einem Stoppelfeld an der Straße von Kulm nach Thorn stehend, bei Nacht in ein mehrstündiges Feuergefecht verwickelt wurde. Vorher hatten die polnischen Banden versucht, die im offenen Viereck aufgestellten Maschinen aus dem Dunkel heraus mit Leuchtspurmunition in Brand zu schießen. Deutlich waren am anderen Morgen in Richtung auf zwei einsame Gehöfte zahlreiche Hufspuren zu erkennen gewesen.
Gleichfalls erst nach heftigem Feuergefecht konnten zwei Mann einer vierköpfigen notgelandeten deutschen Besatzung sich durch feindliches Gebiet durchschlagen. Von den zwei anderen, die in der Nacht von ihnen abirrten und trotz allen Rufens und Suchens nicht mehr zu finden waren, hat sich keiner wieder gemeldet, und über ihr Schicksal ist nichts bekannt geworden. Wahrscheinlich sind sie den Polen in die Hände geraten, verschleppt und getötet worden. Die anderen, Oberleutnant Westhaus und Leutnant Tamm, hielten sich mit ein paar kräftigen Feuerstößen ihres mitgenommenen MG. einen Trupp polnischer Soldaten vom Leibe, den die Zivilbevölkerung auf sie gehetzt hatte. Über Äcker und versumpfte Wiesen flüchteten sie in der Dämmerung nach Westen. Die Feldwege mieden sie, weil sie dort noch Suchtrupps vermuteten. Sie wanderten die ganze Nacht hindurch, es war ein beschwerlicher und ermüdender Marsch. Völlig erschöpft, schoben sie sich gegen Morgen in ein dichtes Gebüsch und schliefen abwechselnd, bis die Morgenkälte sie weitertrieb. Im Schutze des Frühnebels setzten sie ihren hastigen Marsch fort.
Gegen Mittag stießen sie auf einen Fluß, die Drewenz. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, sie mußten diesen Fluß durchqueren. Brücken oder Kähne waren nicht in der Nähe. Das Flußbett war an dieser Stelle ziemlich breit, war aber, abgesehen von einer tiefen Rinne in der Mitte, verhältnismäßig seicht. Sie zogen sich nackt aus, und während Tamm mit den Kleidern und dem geringen Gepäck hinüberschwamm, sicherte Westhaus den schwimmenden Kameraden mit dem Maschinengewehr gegen etwaige Überraschungen. Nun aber kam ein höchst kritischer Augenblick. Das schwere MG. mußte über den Fluß geschafft werden. Zur Deckung dieses Manövers stand Tamm mit dem Revolver auf der anderen Flußseite. Wenn jetzt nur keine Polen kamen! Der kräftige Westhaus hatte sich das MG. auf den Nacken gelegt, hielt es mit der einen Hand fest und schwamm mit der anderen. Die schwere Waffe drückte ihn in der Mitte des Flusses unter Wasser, doch er hielt durch. Unter Wasser schwamm er weiter, bis er zum Glück sehr bald Boden unter den Füßen spürte. Tamm half ihm ans Ufer. Sie ließen sich von der Sonne trocknen und beschleunigten diesen Vorgang, indem sie herumsprangen und sich die Glieder rieben.

Dann setzten sie ihren Marsch fort, solange noch der Nebel ihnen genügende Deckung bot. Als schließlich die Sonne durchbrach, krochen sie wieder in ein Feldgebüsch. Kaum waren ihre Sachen trocken geworden, da zog ein Gewitter herauf, das sich mit tollem Platzregen über sie ergoß und ihre Kleider von neuem durchnäßte.
In diesen nassen Sachen marschierten sie nachts weiter, bis sie gegen Morgen in die Nähe eines Gutshofes kamen. Große Strohschober standen auf den Feldern. Einen von ihnen erkletterten sie, zogen ihre Kleider aus, damit die Sonne sie trocknen könne, und verkrochen sich tief in das warme Stroh.
Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, wachten sie auf und wühlten sich aus dem Stroh hervor. Da saßen sie nun oben auf einem Strohschober in Polen, mit nichts bekleidet als mit den malerisch um den Hals geschlungenen Fliegerschals. Und neben ihnen reckte das Maschinengewehr drohend seinen Lauf gen Himmel, während ihre Pistolen griffbereit in der Nähe lagen. Als Frühstück aßen sie ein paar unreife Äpfel, die sie aus einer Gärtnerei geholt hatten in der Hoffnung, dort Mohrrüben oder auch etwas anderes Eßbares zu finden.
Während dieses mageren, aber romantischen Frühstücks, neben dem schußbereiten Maschinengewehr und den Pistolen, kamen einige Bauern herbei, die verwundert zu den seltsamen Männern da oben auf dem Strohschober aufschauten. Westhaus und Tamm grüßten freundlich mit „Dzien dobry!“ („Guten Tag!“). Die Bauern erwiderten den Gruß und zogen sich zurück. Für die beiden Offiziere wurde es daraufhin höchste Zeit, den Ort zu verlassen. Auf dem Gutshof gab es zweifellos ein Telefon . . .
Nach kurzem Marsch kamen sie abermals an ein Dorf. Um es zu umgehen, hätten sie einen tiefen Bach durchschwimmen müssen. Sie verspürten aber wenig Lust dazu, ihre kaum trockengewordenen Sachen

schon wieder zu durchnässen. Auch schien es ihnen, als ob nur Kinder, Frauen und alte Männer in dem Dorfe wären. Darum kümmerten sie sich wenig um die neugierig gaffenden Dorfbewohner, gingen eilig mit ihrem Maschinengewehr die Dorfstraße entlang und grüßten die Vorbeigehenden mit ihrem freundlichsten „Dzien dobry!", was zwar etwas zögernd erwidert wurde. Sehr behaglich war ihnen die Situation nicht.

Plötzlich sagte Leutnant Tamm zu seinem Kameraden: „Du, hat da nicht jemand ‚Heil Hitler!' gerufen?" Und Westhaus erwiderte: „Ja, Mensch, mir kam es auch so vor!" Und als sie sich umwandten, sahen sie ein altes Weiblein vor sich stehen. Weil sie wissen wollten, ob sie noch weit von der deutschen Grenze entfernt waren, fragten sie: „Polska?", indem sie wiederholt auf den Boden deuteten. Zu ihrer Überraschung antwortete die alte Frau auf deutsch: „Hier ist noch Polen. Aber die deutsche Grenze ist ganz nah, und die polnischen Soldaten sind schon fort. Die sind nach Warschau."

„Da gehören sie auch hin", stellte Leutnant Tamm gelassen fest.

Diese Nachricht war die beste, die sie erhalten konnten.

„Da hört wenigstens dieses ewige Naßwerden und Sachentrocknen endlich auf", meinte Oberleutnant Westhaus sehr befriedigt.

Nachdem die volksdeutsche Bauernfrau den beiden Fliegern zu essen und zu trinken gegeben hatte, wanderten sie in bester Stimmung der deutschen Grenze zu. Eine Strecke waren sie gegangen und hatten eben einen Streifen Wald durchquert, da sprangen aus einem Haus am Wege ein paar Männer mit schußbereiten Gewehren auf sie zu. „Hände hoch!" brüllten sie den beiden nach ihren bisherigen Erlebnissen freilich nicht sehr vertrauenerweckend aussehenden Gestalten zu, doppelt verdächtig durch das Maschinengewehr, das sie mit sich schleppten. Der Erfolg dieses rauhen Zurufs war überraschend. Statt die Hände hochzuheben, stemmten die beiden sie vor Lachen in die Seiten, nachdem sie vorher das Maschinengewehr hingestellt hatten.

„Ihr seid ja ulkige Brüder", rief der eine der beiden Flieger. „Nachdem uns die Polen nicht erwischt haben, wollt ihr uns jetzt hier um die Ecke bringen! Aber da wird nichts draus, wir sind doch Deutsche!"

Darauf gab es eine herzliche Begrüßung, und die beiden Flieger erzählten, wie sie sich nach ihrer Notlandung durch die Polen durchgeschlagen hätten. Dann verschaffte man ihnen einen Wagen und einen



Dieser Volltreffer einer Flakgranate hat die Flugfähigkeit des deutschen Aufklärungsflugzeuges nicht beeinträchtigen können.



Über feindliche Treffer im Flugzeug wird sorgfältig



Oberleutnant Westhaus und Leutnant Thamm, die bei den Polen notlanden mußten, durchbrachen unter Mitnahme eines Maschinengewehres und der Munitionstrommeln die polnischen Linien und gelangten nach abenteuerlichen Erlebnissen zu ihrem Heimatverband zurück.



Ein fröhlicher Jagdflieger ist nach erfolgreichem Feindflug gelandet.

wegekundigen Fahrer, den sie zur Eile antrieben, um den Sorgen ihrer Kameraden auf dem Flughafen möglichst bald ein Ende zu machen.

Wie sich deutsche Flieger einer anderen heiklen Lage gewachsen zeigten, geht aus der folgenden kleinen Geschichte hervor.
Auf dem Flugplatz von Radom landete, nachdem diese Stadt kurz vorher von den Deutschen genommen worden war, ein Ju 52. Die achtköpfige Besatzung war gerade dabei, gemächlich herauszuklettern, als sie zu ihrer unangenehmen Überraschung sehen mußte, daß der Flugplatz noch von polnischen Soldaten wimmelte. Die Deutschen ließen sich keineswegs aus der Fassung bringen, um so weniger, als die Polen ihnen eifrig zuwinkten. Offenbar hielten sie die ihnen unbekannte Maschine für eines jener sagenhaften englischen Flugzeuge, die sie stündlich erwartet hatten. Erst als ein neues Dröhnen in der Luft das Herannahen weiterer Maschinen verkündete, erkannten sie zu ihrem Entsetzen die deutschen Balkenkreuze. Diesen Augenblick des Schreckens benutzte die Besatzung der Ju, um mit gezogenen Revolvern auf die Polen einzudringen, worauf sie die Hände erhoben und sich ergaben.

Es war während eines Feindfluges auf Warschau. Das schwere Kampfflugzeug hatte, wie auch die anderen Flugzeuge der Staffel, seine Bombenlast auf militärisch wichtige Ziele am Ostrand der Stadt abgeworfen und gut getroffen. Zufrieden kehrte die Besatzung innerhalb des Verbandes zum Flughafen zurück, trotzdem der linke Motor einen Flaktreffer bekommen haben mußte, denn die Tourenzahl ließ nach. Deshalb blieb das Flugzeug etwas hinter den übrigen Maschinen zurück. Diesen günstigen Umstand benutzten vier polnische Jäger, die sich hinter Wolken versteckt gehalten hatten, um sich auf den Deutschen zu stürzen. Dennoch wagten sie nicht, mehr als ein paar Feuerstöße aus ihren MG. auf das zurückhängende Flugzeug abzugeben, um gleich darauf wieder in den Wolken zu verschwinden.
Gut, daß die nicht hartnäckiger waren, denkt der Beobachter ... So eine Gelegenheit bekommt ihr so bald nicht wieder! Und er schaut mit triumphierendem Lächeln zu seinem Kameraden am Steuer hinüber. Der lächelt zurück, ein wenig bleich, ein wenig müde. Aber schließlich

hat er lange Stunden am Steuer gesessen, und die letzten Tage waren anstrengend genug gewesen, bei wiederholtem Einsatz täglich. Nun, die Arbeit dieses Tages war ja bald vorbei! Ein Blick auf die Landschaft unter ihnen zeigte, daß ihr Flughafen in wenigen Minuten erreicht sein würde. Der Beobachter deutete hinunter, winkte dem Kameraden zu. Doch der Flugzeugführer schien heute nicht besonders aufgelegt. Mit schmalen Lippen saß er am Steuerknüppel und sah starr geradeaus.
Ein wenig später setzte die Maschine zur Landung an, schwebte ruhig aus und berührte sanft mit den Rädern den Boden. Beim Ausrollen wollte der Beobachter, wie er es sonst zu tun pflegte, aus Freude über den geglückten Flug seinem Kameraden kräftig auf die Schulter schlagen, da sah er voller Schrecken, daß der Flugzeugführer auf seinem Sitz zusammengesunken war. Ein Blutstreifen zog sich über sein Kinn herab. Lungenschuß, wie sich im Lazarett herausstellte! Aber zäh und tapfer hatte er durchgehalten! Und sich und seine Kameraden sicher zurückgebracht! Er hatte seine Pflicht getan in echtem Fliegergeist!

Aufklärer haben im allgemeinen nicht die Aufgabe, den Gegner im Kampf zu stellen. Und natürlich auch dieser nicht, der in der Gegend von Zwolen flog und den Auftrag hatte, über den Weichselbrücken aufzuklären. Noch war der Auftrag nicht erfüllt, als sein Flugzeug von mehreren Jägern angegriffen wurde. Was blieb der Besatzung des Aufklärungsflugzeugs übrig, als sich zunächst einmal ihrer Haut zu wehren! Der Beobachter jagte eine Patronentrommel nach der anderen aus seinem MG., während sich der Flugzeugführer, ein junger Gefreiter, hinter einen bestimmten Gegner gesetzt hatte. Und hier allerdings riß ihn der Kampfgeist so weit fort, daß er den Gegner immer tiefer drückte und nicht von ihm abließ, bis er endlich eine Rauchfahne zeigte und der steile Flug des ausreißenden Gegners in den tödlichen Sturz überging. Statt sich nun, ihres Erfolges froh, auf den Rückflug zu begeben, kam die mutige Besatzung aus ihrem Kampftaumel wieder zu sich und entsann sich ihres Auftrags. Da packte sie kalter Graus, als sie an ihren Staffelkapitän dachten, denn der Auftrag hatte nicht gelautet, in frisch-fröhlichem Gefecht feindliche Flieger abzuschießen, sondern die Weichselbrücken aufzuklären. Bei der hitzigen Verfolgung des Gegners aber hatten sie sich weit von der Weichsel entfernt. Darum flogen sie jetzt

mit etwas bösem Gewissen eilends zu ihrem Auftragsziel zurück. Überflogen die Weichselbrücken, fotografierten sie, stellten Truppenansammlungen an den Ufern fest und machten sich erst dann an den Rückflug. Der Staffelkapitän soll über den kleinen Privatausflug seines Gefreiten nicht sehr böse gewesen sein.

Zwei Sturzkampfflieger, die gegen Abend in der Nähe einer Eisenbahnlinie notlanden mußten, hatten das Glück, als sie im Dunkeln den Bahnkörper entlangstolperten, auf den Schienen eine zurückgebliebene Draisine zu finden. Sie begrüßten diesen Fund als ein Geschenk des Himmels. Dieser komische Eisenroller kam ihnen außerordentlich gelegen! Sie packten das abmontierte Maschinengewehr hinauf und schwangen sich selber auf die Sitze.
Tüchtig hampelnd fuhren sie unterm schimmernden Sternenhimmel fünfzig oder sechzig Kilometer nach Südwesten. Plötzlich stieß der mit dem Gesicht nach vorn Sitzende einen warnenden Schrei aus, und beide bremsten mit aller Kraft. Knapp einen Meter vor ihnen riß das Eisenband des Schienenweges ab, und die Augen der beiden Flieger starrten in ein tiefes schwarzes Kraterloch. Da hätte wirklich gar nicht viel gefehlt, und sie wären samt ihrer klappernden Maschine in die unbekannte Tiefe gesaust. Bei näherem Hinsehen stellten sie fest, daß es ein Bombentrichter von großem Ausmaß war. Bei weiterer Umschau sahen sie vor der dunklen Silhouette einer Ortschaft die Umrisse eines eigenartig geformten Turmes in den nachtblauen Himmel ragen. Sie blickten sich an und blickten auf den Turm und fingen an zu lachen. „Erkennst du das Ding wieder?" fragte der eine belustigt. „Verdammt, ja!" rief der andere weniger begeistert. „Das ist doch dieser Wasserturm bei Koslowaroda, den wir heut am Nachmittag erst überflogen haben. Und das hier ist unsere eigene Bombe! Mensch, da haben wir uns ja selbst den Rückzug damit abgeschnitten!" — „Wenigstens mit diesem Luxus-Orientexpreß", gab der erste bekümmert zu. Und sie beförderten die nutzlos gewordene Draisine mit einem kräftigen Schwung in den schwarz gähnenden Trichter hinein. „Das eigene Bombenloch, nicht schlecht!" sagte sein Kamerad, als das Fahrzeug klirrend und rasselnd in der Tiefe verschwand. „Da hätte auch eine ganze Lokomotive drin Platz gehabt!" Dann beluden sie sich mit ihrem Maschinengewehr und setzten ihren

Weg nach Westen fort, bis sie auf einen deutschen Spähtrupp stießen. Da gab es noch ein paar bange Augenblicke, denn sie mußten sich rechtzeitig zu erkennen geben, um von den Kameraden nicht irrtümlich beschossen zu werden, weil sie von der polnischen Seite herkamen. Aber auch hier verließ das Glück sie nicht, und es gab ein freudiges „Hallo!", als sie von dem deutschen Spähtrupp als deutsche Flieger erkannt wurden.

Sehr schwierig gestaltete sich die Lage einer Aufklärerstaffel, die im Raum von Kutno in eins der Durchbruchsgefechte der dort eingeschlossenen polnischen Divisionen geriet.
Als die Staffel in später Nachmittagsstunde ihren Dienst beendete, nachdem sie unermüdlich während des ganzen Tages erkundend gegen den Feind geflogen war, setzte plötzlich feindliches Artilleriefeuer ein. Nur wenige hundert Meter seitwärts vom deutschen Flughafen warfen die polnischen Granaten ihre Rauch- und Erdfontänen hoch. Ungefähr zur gleichen Zeit zeigten sich am Rande eines Waldes starke Kavalleriepatrouillen. Daraufhin ließ der Staffelkapitän kurz vor Anbruch der Dunkelheit nochmals eine Maschine starten, deren Besatzung feststellte, daß starke polnische Infanterie- und Kavallerie-Einheiten nach einer Schwenkung, die während des Tages noch nicht festzustellen gewesen war, sich in gerader Linie dem deutschen Flughafen näherten. Da war kein Zweifel, die Polen versuchten hier, den Ring um Kutno zu durchbrechen. Offenbar vermuteten sie hier eine schwache Stelle. Sie setzten in diesem letzten verzweifelten Spiel alles auf eine Karte, um wenigstens an diesem einen Punkt die eiserne Umklammerung zu lösen.
Die Lage der deutschen Aufklärerstaffel war um so gefährlicher, als gerade in diesem Augenblick, wahrscheinlich infolge der feindlichen Feuerwirkung, die telefonische Verbindung mit den zum Teil in schwerem Gefecht liegenden eigenen Truppen unterbrochen war.
Ohne schützende Infanterie in der Nähe war es ein zu großes Wagnis, den Flughafen gegen größere Truppenmassen im Erdkampf zu verteidigen. Der Staffelkapitän beschloß daher, den Wagenpark schon immer fortzuschicken und die Maschinen startbereit zu halten.
Um acht Uhr abends, die Wagenkolonne verschwand gerade in der Dämmerung, war im Fliegerhorst deutlich das Hämmern von Maschinengewehren zu hören, ein Zeichen dafür, daß sich die Kämpfe in

kürzester Entfernung abspielten. Um elf Uhr wurde Alarmbereitschaft für die Staffel befohlen. Wenn es keine andere Möglichkeit gab, mußte die Staffel eben versuchen, im Nachtflug dem feindlichen Stoß zu entgehen. Schon nach wenigen Kilometern stieß die vorausgeschickte Wagenkolonne auf polnische Kavalleriepatrouillen und wurde bei weiterem Vordringen in Feuergefechte verwickelt, in die auch polnische Infanterie eingriff. Durch geschickte Täuschungsmanöver wurden die Angreifer in den Glauben versetzt, in der Dunkelheit eine Abteilung motorisierter deutscher Infanterie vor sich zu haben. Denn in durchaus infanteristischem Stil setzten sich die Mannschaften der Staffel zur Wehr. Hierbei wurden sie tatkräftig von einer Kolonne des Reichsarbeitsdienstes unterstützt. So gelang es schließlich, die gesamte Kolonne ohne einen einzigen Verlust mit dem wertvollen Gerät in Sicherheit zu bringen.
Mitternacht war längst vorüber. Noch immer schoß die polnische Artillerie, was die Rohre hergaben. Die Einschläge lagen jetzt nicht mehr weit vom Rande des Flughafens. Das Gros der polnischen Truppen, das den Durchbruch an dieser Stelle erzwingen sollte, rückte heran; Maschinengewehre bellten durch die Nacht, Gewehrsalven peitschten dazwischen.
Um vier Uhr morgens meldet eine Patrouille, daß polnische Kavallerie das Fliegerlager einzuschließen drohe. Gewehrschüsse von allen Seiten scheinen das zu bestätigen. Die Granaten der polnischen Batterien, die in regelmäßigen Abständen feuern, liegen jetzt unmittelbar neben dem Rollfeld. Man kann sich ausrechnen, wann sie die Maschinen treffen werden.
Blaß dämmert der Morgen herauf. Jetzt gibt der Staffelkapitän den Befehl zum Start. Die Motoren der Flugzeuge überdröhnen Gewehre, MG. und Geschütze. In fünf Minuten soll es losgehen. Ein Leutnant und sechzehn Mann bleiben zurück, um den Start zu decken.
Schemenhaft tauchen jetzt, wenige hundert Meter entfernt, die ersten polnischen Reiter auf. Doch da sind die Maschinen bereits gestartet und steigen unter dem wilden Geschieße der Angreifer in den grauen Morgen hinein.
Im Fieseler-Storch ist der Staffelkapitän aufgestiegen, um aus der Luft zu verfolgen, ob sich der Start seiner Staffel glatt abwickelt. Kette auf Kette zieht vorbei. Da sieht er, daß eine der letzten Maschinen kurz nach dem Start notlanden muß und auf einem Kartoffelacker aufsetzt.

Der Staffelkapitän zögert keinen Augenblick. Er setzt sich mit seinem hochbeinigen Storch, der für solche Landungen besonders geeignet ist, neben die Kameraden auf den Acker. Nachdem sie ihre MG. unbrauchbar gemacht haben, zwängen sich die beiden Notgelandeten in die enge Kabine des Storchs. Es war die höchste Zeit. Das startende Flugzeug streift fast mit seinen Tragflächen die aus dem Walde hervorbrechende polnische Kavallerie.

Ein Blick zurück zeigt dem Staffelkapitän, daß das Feuer der feindlichen Batterien jetzt mitten auf dem eben verlassenen Flugplatz liegt. Die Granaten schlagen genau da ein, wo noch vor wenigen Minuten die deutschen Maschinen standen.

Inzwischen hat die zur Deckung des Starts zurückgelassene Mannschaft sich zäh verteidigt. Die Flugzeuge und Kameraden sind gerettet. Jetzt gilt es, sich zu den deutschen Linien durchzuschlagen. Da wird dem Leutnant, der den Deckungstrupp führt, von einem Melder die Nachricht gebracht, daß eine deutsche Maschinengewehr-Kompanie durchgestoßen sei. Die siebzehn Deutschen wissen, daß es ihren Belagerern jetzt an den Kragen geht. Schon hämmern in deren Rücken die deutschen MG.s. Dies ist der richtige Augenblick, um selber vorzustoßen. Der Leutnant springt mit seinen Männern auf und stürzt sich mit lautem Hurra auf die überraschten Polen. Dreihundert werfen ihre Waffen weg und geben sich gefangen.

Zwölf Stunden später hat der Staffelkapitän auf dem Feldflughafen G. seine Staffel wieder geschlossen beisammen, sämtliche Männer, alles Material, alle Maschinen bis auf die notgelandete. Selbst diese konnte am nächsten Tag fast unversehrt geborgen werden. Eine solche Leistung konnte freilich nur möglich sein mit einer Truppe, bei der soldatischer Geist und Disziplin sich in hervorragender Weise ergänzten.

Einen fliegerischen Husarenstreich von großem Wagemut und eine der schönsten kühnen Rettungstaten dieses kurzen Polenkrieges überhaupt vollbrachte im Kampfgelände von Michalow Oberleutnant Trüber mit seiner tapferen Besatzung. Die Staffel eines ostpreußischen Kampfgeschwaders, der er angehörte, hatte am 10. September einen Angriff auf einen Bahnhof nordöstlich von Warschau durchgeführt. Nachdem die Bomben auf ihr Ziel abgeworfen und der Auftrag damit erfüllt

war, löste die Staffel sich in ihre Ketten auf, die nun einzeln sich Eisenbahnzüge, Kolonnen und andere Angriffsziele für ihre Schußwaffen suchten.

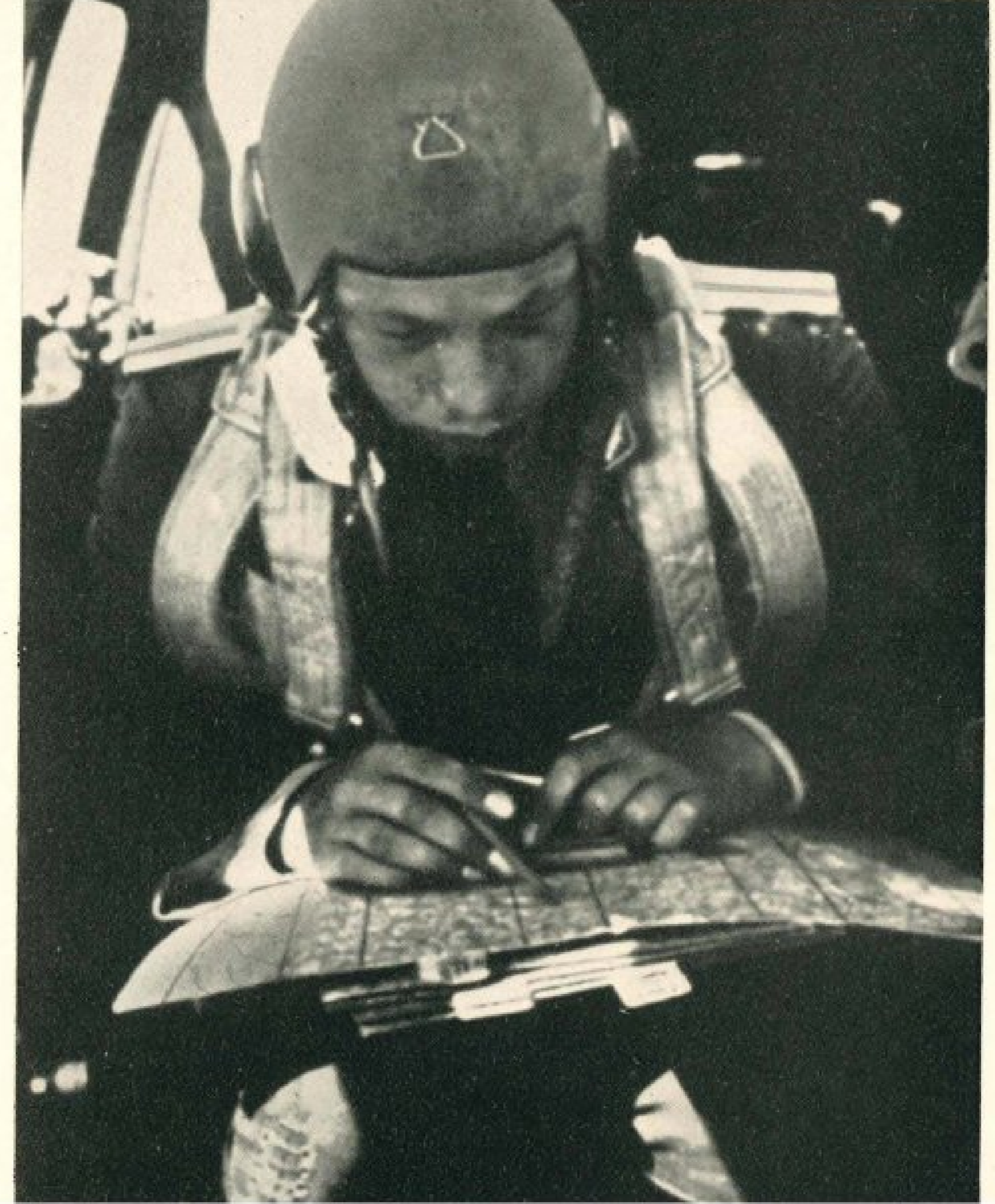
Eine der Ketten entdeckt feindliche Artillerie und greift sie im Tiefflug an. Abwehrfeuer setzt von unten ein. Und so wenig wirksam es auch sonst gewesen ist, diesmal trifft es. Der linke Motor eines der drei Flugzeuge gerät in Brand. Knisternd greift die rötlichgelbe Flamme auf das Tragdeck über. Jetzt wird die Lage böse! Hinunter! Landen, so schnell wie möglich! Wo es auch sei! Das ist dem Oberleutnant klar, der am Steuer der Maschine sitzt. Er hat keine Zeit mehr, nach einem geeigneten Landeplatz Umschau zu halten. Schon setzt die Maschine auf, schon stößt die brennende Tragfläche hart auf den Sandboden, Funken prasseln, Flammen schlagen hoch. Die Besatzung kollert durcheinander und drängt sich dann eilig aus der Maschine heraus. Ein kurzer Blick im Kreis — noch ist von dem Feinde nichts zu sehen, aber sie haben ja selbst von oben feststellen können, daß die Gegend voller Polen steckt. Es kann jetzt nicht mehr lange dauern, bis sie sie auf dem Halse haben. Der Hauptmann, der als Beobachter mitflog, hat aus dem Rumpf des Flugzeuges eine Brandbombe mitgenommen. Nun stellt er sie auf die heil gebliebene Tragfläche, um die Zerstörung rascher zu vollenden. Er bringt sie zur Entzündung, alle springen zur Seite und sehen mit Bedauern ihre geliebte Kiste in Flammen aufgehen. Von so vielen siegreichen Feindflügen hatten sie sie heil nach Haus gebracht, und nun mußte sie auf diesem polnischen Dreckacker kläglich zugrunde gehen. Aber zu solchen wehmütigen Erwägungen war jetzt keine Zeit! Mit schußfertigen Revolvern rannten sie alle auf ein Zeichen des Hauptmanns einem nahen Gehölz zu. Hier streiften sie ihre Überkleidung ab, um beweglicher zu sein und nicht so rasch als Flieger erkannt zu werden. Denn sie wußten recht gut, wie die Polen mit gefangenen deutschen Fliegern umgingen, wie grausig verstümmelt man etliche von ihnen aufgefunden hatte.

Unterdessen haben die beiden übrigen Flugzeuge der Kette droben gekreist und beobachtet, was sich da unten abgespielt hat. Wenn den Kameraden da unten nicht schnelle Hilfe kommt, sind sie verloren. Zu weit sind sie in Feindesland, als daß eine Hoffnung bestanden hätte, sie könnten sich zu den eigenen Linien durchschlagen. Dazu die große Nähe der polnischen Soldaten, die das Niedergehen der von ihrer Flak

getroffenen Maschine mit wilder Freude beobachtet haben mußten. Bestimmt waren sie schon auf dem Wege zu dem brennenden Flugzeug und betrachteten die notgelandeten Flieger als sichere Beute.
Das will dem Oberleutnant, der die eine der beiden kreisenden Maschinen führt, nicht in den Kopf! Der Gedanke, daß die Kameraden da unten auf diese Weise so elend umkommen sollen, ist ihm unerträglich! Da muß etwas geschehen! Er wirft einen fragenden Blick auf seine Kameraden, die ihm ohne Zögern zunicken. Da reißt er den Gashebel zurück und geht in steilem Gleitflug nieder. Daß er selber bei solch gewagter Landung auf unbekanntem Gelände Bruch machen und mit der gesamten Besatzung gleichfalls den Polen in die Hände fallen könnte, kümmert ihn in diesem Augenblick verteufelt wenig. In fünfzig Meter Höhe setzt er zur Landung an, trotz dem ruppigen Gelände gelingt ihm eine tadellose Dreipunktlandung, wie auf dem Rollfeld einer Fliegerschule.
Die vier Notgelandeten sind dem ausrollenden Flugzeug entgegengerannt. Aber hinter ihnen, in keineswegs sehr großem Abstand, zeigen sich bereits die polnischen Verfolger. Schüsse peitschen auf. Ein wilder Wettlauf beginnt, ein Wettlauf ums Leben. Hastig klettert Leutnant Kügler, der Beobachter, aus der Maschine und steht mit gezogener Pistole bereit, bis die Kameraden herangekommen sind und das Schußfeld auf die Verfolger freigeben. Dann feuert er, und die Polen stocken. Schießend hält er sie so lange in Schach, bis auch der letzte der Kameraden im Rumpf der Maschine verschwunden ist.
Dann erst klettert er selbst hinein. Jetzt begann für Oberleutnant Trüber der schwerste Teil seiner Rettungsarbeit. Die vollgepackte Maschine über den sandigen, von Höckern durchzogenen Waldboden hinweg zu starten und in die Luft zu bringen, war eine fliegerische Leistung von ganz besonders großem Schneid! Sie war nur dadurch möglich, daß der Funker von seinem Turm wie rasend aus dem MG. schoß und die Polen so daran hinderte, ein gezieltes Feuer auf das startende Flugzeug abzugeben.
Zusammen mit der oben in der Luft gebliebenen Maschine traten sie den Heimflug an. Außer den schon genannten beiden Offizieren waren an dieser kühnen Rettungstat beteiligt: der Bordmechaniker Unteroffizier Hallmann und der Funkerunteroffizier Falke, der durch Flakfeuer verwundet worden war.



Flugzeugführer und Beobachter eines Kampfflugzeuges.



Der Beobachter bei der Arbeit, er ist verantwortlich für den Flugweg.



Die Luftwaffe hatte eigene Transportflugzeuge eingesetzt, um ihre Verwundeten in die Heimatlazarette zu befördern.

Drastisches Staffelabzeichen: Zwerg mit vorsintflutlicher Flinte.

Die Zerstörungsstaffel des Lehrgeschwaders hatte wieder einmal eine Stuka-Gruppe auf ihrem Bombenflug nach Warschau begleitet. Nun war der Angriff vorbei, die Sturzkampfflieger kehrten in ihren Einsatzhafen zurück, und die neun Zerstörer suchten nach anderen Aufgaben. Der „PZL vom Dienst" war schon am Vormittag erledigt worden. PZL, das war die Bezeichnung für einen polnischen Flugzeugtyp, der in mehrfacher Abwandlung an der Front Verwendung fand. Als PZL-P 23, auch „Karas" (Karausche) genannt, diente er als Aufklärer. Da nun im Bereich der Zerstörergruppe täglich ein solcher polnischer Aufklärer erschien und täglich auch prompt abgeschossen wurde, so hatte es sich eingebürgert, daß bei der Meldung eines neuen Abschusses der Kommandeur nur noch lächelnd nickte: „Aha — das war der heutige PZL vom Dienst."

Das nächste lohnende Ziel, das sich ihrer Angriffslust bot, war ein Militärtransportzug, der unter Volldampf nach Westen fuhr. Im Tiefangriff zischten sie wiederholt über ihn hinweg, aus sämtlichen Waffen feuernd. Bald entströmten der Lokomotive Mengen weißen Dampfes, und der Zug blieb stehen. Die Bataillone würden also nicht mehr rechtzeitig in den Kampf eingreifen!

Dann zerstreuten sie sich wie ein hungriges Wolfsrudel, um als Einzelgänger weitere Beute aufzuspüren. Ein junger Gefreiter, der schon zwei Abschüsse zu verzeichnen hatte und als einer der aussichtsreichsten Jagdflieger galt, stieß bis in den Raum östlich von Warschau vor. Nachdem er eine Zeitlang vergeblich Ausschau gehalten hatte und schon fürchtete, daß er keinen Gegner mehr vor die Rohre bekommen würde, sah er sich plötzlich drei polnischen Jägern gegenüber, die sich in der Deckung einiger Wolken an ihn herangepirscht hatten. Der angegriffene Deutsche riß seine flinke Maschine steil hoch und verschwand ins grelle Sonnenlicht, sich so der Sicht der Polen entziehend. Von hier aus fiel er mit einer schnellen und geschickten Wendung über die feindlichen Jäger her. Aus allen vier MG. und beiden Kanonenrohren beschoß er den ihm zunächst Fliegenden, der völlig überrascht war und den aus der Sonne herausstoßenden Gegner zu spät erkannte. Nach wenigen Sekunden schon zeigten Rauch und Feuer an, daß das Flugzeug schwer getroffen war. Gleich darauf löste sich von der brennenden Maschine ein schwarzer Punkt, über dem sich wie eine weißlichgelbe Seidenwolke der Fallschirm öffnete. Ehe die beiden anderen Polen noch recht begriffen hatten, was

vor sich ging, saß der Gefreite mit einem tollen Hochziehen seiner Maschine dem zweiten Feind im Nacken. Wieder zuckten Blitze aus Kanonen und MG., und das Flugzeug stürzte brennend dem ersten nach. Auch diesmal hatte der Flugzeugführer noch eben Zeit gefunden, aus der Maschine „auszusteigen". Den dritten Polen ergriff ein solcher Schrecken vor diesem Teufelsflieger, daß er den nächsten Angriff gar nicht erst abwartete, sondern in tollem Sturzflug nach der Erde zu die Flucht ergriff.
Einer über dem anderen schwebten die beiden abgeschossenen Polen der Erde zu. Der deutsche Gefreite umflog sie in einer engen Kurve, und als er sah, daß den beiden seine große Nähe unbehaglich schien und sie heftig zappelnd von ihm wegzustreben suchten, winkte er ihnen beruhigend zu, drehte ab und flog nach Haus.
Das Lehrgeschwader, dem der Gefreite angehörte, hatte in zwölf Tagen achtundzwanzig Abschüsse erzielt, und der Gefreite war mit seinen vier Abschüssen der Erfolgreichste unter ihnen!

Ein deutsches Kampfflugzeug hatte bei einem Bombenangriff mehrere Flaktreffer erhalten, und der im Turm sitzende MG.-Schütze war verwundet worden. Die Verwundung war nicht lebensgefährlich, aber wenn dem Getroffenen nicht schleunigst ärztliche Hilfe zuteil wurde, würde er verbluten müssen. Durch ihre Kehlkopfmikrofone tauschten Flugzeugführer und Beobachter ihre Befürchtungen aus. Der Einsatzhafen war noch weit. Bis dahin hätte der Kamerad keinesfalls mehr durchhalten können. Traurig und ziemlich ratlos blickten sie sich an und hinunter. Da entdeckten sie ganz unerwartet dort unten in der grünen Landschaft die roten Kreuze eines deutschen Feldlazaretts. Zwar das durchschnittene Gelände lud nicht zu einer Landung ein. Aber dennoch entschloß sich der Flugzeugführer ohne das geringste Zögern, hinabzugehen. Trotz vielgestaltiger und schwieriger Bodenverhältnisse gelang es ihm auch, die schwere Maschine ohne Schaden aufzusetzen. Sogar so dicht neben dem Lazarett vollbrachte er die Landung, daß man den Verwundeten innerhalb von wenigen Minuten ärztlicher Obhut übergeben konnte. Sich von dem verbundenen und geretteten Kameraden, der bleich auf dem Feldbett lag, verabschiedend, meinte der Flugzeugführer mit einem aufmunternden Lachen: „Mann, hast du ein Glück! Ausgerechnet da läßt du dich

anschießen, wo ein deutsches Feldlazarett in der Nähe ist! Das ist ja fast so wie die Geschichte von dem Kerl, der von einem Sanitätsauto überfahren wird." Und er entfernte sich mit dem Beobachter unter dem leisen Schmunzeln der Ärzte. Gleich darauf dröhnten die Motoren, und das Flugzeug zog nach gutem Start davon.

Einer heimtückischen List fielen zwei Flugzeuge einer Kette deutscher Kampfflugzeuge zum Opfer. Von einem Feindflug zurückkehrend, näherte sich die Kette einem Zug polnischer Flüchtlinge. Bunt durcheinandergewürfelt zogen sie dahin, mit Säcken und Bündeln bepackt, die klapprigen Wagen mit den kleinen Panjepferdchen mit Betten und allerlei Hausrat hoch beladen, ein kläglicher, mitleiderregender Anblick. Die drei Maschinen waren bisher, tief fliegend, der Straße gefolgt. Jetzt bogen sie, höher ziehend, seitlich ab, um den Zug der Flüchtenden nicht unnütz zu ängstigen oder zu verwirren.
Aber diese Rücksichtnahme wurde schlecht belohnt! Plötzlich flogen Tücher, Betten und Matratzen auf die Straße, und aus zahlreichen MG. zugleich wurde ein äußerst heftiges Feuer auf das nahe und bequeme Ziel eröffnet. Leider mit der Wirkung, daß zwei Maschinen unglücklich getroffen zur Landung gezwungen wurden. Dabei verloren sie sich aus den Augen. Die eine Maschine verschwand brennend hinter den Wäldern. Die andere setzte mit zerschossenem Leitwerk auf einer Wiese auf.
Die Lage dieser Besatzung war schon deswegen nicht beneidenswert, weil der Flugzeugführer einen Schuß in die linke Schulter bekommen hatte. Es war eine besondere Tat, daß er trotz dieser Verwundung die Maschine mit einer Hand gelandet hatte. Um nicht als Deutsche und schon gar nicht als deutsche Flieger erkannt zu werden, warfen sie ihre Uniformstücke ab und entfernten alle verräterischen Abzeichen. In einer Art Räuberzivil hofften sie eher zurückzukommen. Zu dieser Hoffnung waren sie um so mehr berechtigt, weil der Beobachter recht gut Polnisch sprach. Als großes Hindernis jedoch stellte sich der Verwundete heraus, der sich nur langsam unter Schmerzen und von den anderen gestützt vorwärts bewegen konnte. Als sie daher einen Bauernhof vor sich liegen sahen, beschlossen sie kurzerhand, von dem Bauern Hilfe zu erzwingen. Mit vorgehaltenen Revolvern brachten sie ihn dazu, einen Wagen mit zwei Pferden zu bespannen. Auf eine Strohschütte betteten sie den

verwundeten Piloten. Und jetzt sah allerdings ihre Lage schon bedeutend heller aus! Oben auf dem Bock, den Funker an der Seite, saß der Beobachter, lustig mit der Peitsche knallend. So fuhren sie durchs Land in Richtung auf das Geschützfeuer, das ihnen die Front anzeigte. Der Polnisch sprechende Beobachter erwies sich auch weiterhin als sehr nützlich für die Kameraden, denn sie waren noch nicht sehr lange gefahren, als sie von zwei polnischen Soldaten angehalten wurden. Glücklicherweise schöpften diese keinen Verdacht, sondern erkundigten sich nur nach dem Wege zu einem Dorf mit Namen Pogrzyba. Gelassen und mit größter Sicherheit versah der Beobachter die beiden Polen mit einer ebenso ausgiebigen wie falschen Auskunft. „Na lewo! Na lewo!" rief er ihnen noch fürsorglich nach. „Nach links, nach links!"

Am Abend erwählten sie eine abseits der Straße gelegene Scheune zum Nachtquartier. Sie fuhren mit dem Wagen vor das Tor. Doch als sie es öffneten, sprangen ihnen mit vorgehaltenen Pistolen drei Männer entgegen. Mit einem so kläglichen Ende ihrer so verheißungsvoll begonnenen Landfahrt hatten sie nicht gerechnet. In ihr Geschick ergeben, waren sie im Begriff, die Hände hochzuheben, als einer der Pistolenmänner beruhigt ausrief: „Na, kommt man rein, wir dachten, es wären Fremde!"

Es waren die schon verlorengegebenen Kameraden aus der anderen Maschine, die brennend hinter dem Wald gelandet war, die sich gleichfalls auf dem Wege zur Front bis hierher durchgeschlagen hatten. Natürlich war die Freude auf beiden Seiten groß.

Während der Nacht kam der Geschützdonner immer näher, und als sie am Morgen durch die Ritzen des Scheunentors spähten, sahen sie, daß die Straße mit fliehenden Polen bedeckt war. Die sechs Flieger hielten sich so lange in der Scheune versteckt, bis die deutsche Vorhut heran war und sie sich als Deutsche zu erkennen geben konnten.

Nicht ganz so glatt verlief die Notlandung eines Feldwebels, der Flugzeugführer einer Kampfstaffel war.

„Vor drei Tagen", so erzählte er, „hatte ich den Auftrag — es war mein siebenter Feindflug —, zurückmarschierende polnische Kolonnen anzugreifen. Ich mußte dabei sehr vorsichtig sein, denn ich hatte strengen Befehl, die auf derselben Straße fliehende Zivilbevölkerung zu schonen.

Um Irrtümer zu vermeiden, konnte ich nur im Tiefangriff vorgehen. Da die Sicht schlecht war, es war trübe und diesig, mußte ich bis auf dreißig Meter heruntergehen. Aus irgendeinem MG.-Nest heraus wurde ich heftig beschossen, und plötzlich erhielt ich ein paar Treffer, die meine Maschine manövrierunfähig machten. Beim Landen ging sie zu Bruch. Als meine Kameraden und ich herauskrochen, da sahen wir polnische Bauern mit Sicheln und Sensen auf uns losstürmen. Es hätte keinen Sinn gehabt, drei oder vier aus der Übermacht herauszuschießen. Wir rannten daher in den nahen Wald und versteckten uns vor unseren Verfolgern im Schilf eines Sumpfes. Dort staken wir vier Stunden bis zum Hals im Wasser. Nach Einbruch der Dunkelheit wagten wir uns hervor und sprangen einzeln und in großen Abständen über eine durch den Wald führende Straße, mitten durch die jetzt in wilder Flucht zurückströmenden polnischen Kolonnen. Sie hatten es so eilig, daß sie uns in ihrer Aufregung gar nicht beachteten und unbehelligt ließen. Da wir uns nicht zu rufen trauten, verlor ich meine Kameraden. Die ganze Nacht hindurch wanderte ich, jede Deckung ausnutzend, westwärts. Beim Morgengrauen traf ich auf einen Bauern, der sich als ein guter Volksdeutscher herausstellte und der mich in seinem Haus versteckte und verpflegte. In der Nacht aber erwischte es mich doch. Polnische Soldaten, die in das Haus eindrangen, entdeckten mich und nahmen mich gefangen. Der volksdeutsche Eigentümer des Hauses war klugerweise rechtzeitig geflüchtet. Aber wieder hatte ich ein geradezu unwahrscheinliches Glück. Unter den Soldaten, die mich festnahmen, war einer, der fünfzehn Jahre lang in Deutschland gelebt hatte und fließend Deutsch sprach. Er war ein guter Kerl und nahm mich in seine Obhut. Unter dem Vorwand, mich im nächsten Dorf abliefern zu wollen, zog er mit mir in der Gegend herum. Wurde er von polnischen Offizieren befragt, wohin er mit mir gehe, erklärte er jedesmal, er hätte den Befehl, mich da und da hin zu bringen. Durch diese List gelangten wir immer näher an die deutschen Linien, bis wir auf deutsche Truppen stießen. Seltsamerweise war mein polnischer Begleiter nicht weniger froh darüber als ich. Er schimpfte auf die schlechte Führung, die sie belogen und betrogen und in einen aussichtslosen Krieg getrieben habe. Ich sorgte dafür", so beendete der Fliegerfeldwebel seinen Bericht, „daß er in einem Gefangenenlager gut untergebracht und gut behandelt wurde."

Bei dem Angriff einer Sturzkampfgruppe auf die Küstenbatterien von Gdingen erhielt eines der Flugzeuge einen Treffer, der einen Motorschaden verursachte. Da außerdem noch ein Vergaserbrand ausbrach, mußte der Flugzeugführer schleunigst notlanden und setzte die schon brennende Maschine auf eine Schonung. Von der dreiköpfigen Besatzung gelang es nur dem Gefreiten Rohr, sich durchzuschlagen.

Groß war die Überraschung bei seiner Staffel, als plötzlich von der Front her ein Anruf kam, der den Staffelkapitän für den Gefreiten an den Fernsprecher rief.

„Hier Gefreiter Rohr!" erklang es am andern Ende der Leitung. „Könnte ich vielleicht durch einen Wagen abgeholt werden, Herr Hauptmann, damit ich schneller wieder bei der Staffel bin?"

„Sie werden sofort abgeholt, Rohr, ich freue mich, daß Sie durchgekommen sind."

Ein Kraftwagen jagte los und brachte den geretteten Gefreiten nach kurzer Zeit zur Staffel. Zwei Stunden später, nachdem er gegessen und ausgeruht hatte, stand er vor dem Staffelkapitän.

„Erzählen Sie, Rohr!"

Der Gefreite, dem keiner seiner Kameraden das zugetraut hätte, was er geleistet hat, weil er als ein wenig phlegmatisch bekannt war, stand in strammer Haltung vor seinem Hauptmann.

„Rühren Sie, Gefreiter, erzählen Sie in aller Ruhe!"

„Gleich nach dem Sturzflug wurden wir von polnischer Infanterie beschossen. Da wir bereits einen Treffer abbekommen hatten, wollten wir uns das nicht länger gefallen lassen und griffen nun unsererseits an. Dabei bekamen wir wahrscheinlich einen Schuß in den Kühler, was wir anfangs gar nicht bemerkten. Aber nach einer Weile fing der Motor an zu brennen."

„Der Motor, nicht der Tank?" unterbrach der Hauptmann.

„Nein, Herr Hauptmann, der Motor!"

„Nun, und dann?"

Da glitt ein Schatten über das Gesicht des Gefreiten. „Unserem Flugzeugführer, Unteroffizier H., blieb nichts anderes übrig, als schnellstens zu Boden zu gehen. Er setzte die Maschine auf eine Schonung, wobei sie auf den Kopf ging und vollends in Brand geriet. Der Bordfunker und ich beeilten uns, hinauszukommen, um den Weg für den Unteroffizier freizumachen, der uns noch zurief, wir sollten die Pistolen nicht vergessen.

Es gelang uns gerade noch, sie zu fassen, da trieben uns hochschlagende Flammen weg. Wir konnten Unteroffizier H. nicht retten." Der Gefreite schwieg und schluckte ein paarmal. Auch der Hauptmann sagte nichts und wartete ernst.

„Ja, da sind wir dann ohne den Unteroffizier losgezogen", fuhr der Gefreite nach einer kleinen Pause fort. „Vor einem Gehöft trafen wir einen Bauern, den fragten wir, wo wir uns befänden und wie weit es bis zur Grenze wäre."

„Sprach er denn Deutsch?"

„Jawohl, sehr gut."

„War er deutschfreundlich gesonnen?"

Der Gefreite schüttelte energisch den Kopf. „Nein, Herr Hauptmann, das war er bestimmt nicht. Wenn er auch recht gut Deutsch sprach. Er behauptete, die Grenze sei nur sieben Kilometer entfernt, wir wußten aber sehr gut, daß sie viel weiter weg war. Dort läge so viel polnisches Militär, daß wir sicher nicht durchkommen würden. Das vernünftigste wäre, meinte er, wenn wir uns im nächsten Ort freiwillig stellten."

„Der Kerl wollte, daß ihr euch selbst an das Messer liefern solltet."

„Das schien uns auch gleich so, Herr Hauptmann. Dieser Bauer war auch daran schuld, daß wir nachher beschossen wurden. Denn ganz bestimmt war er es, der uns die Grenzwache mit ihren Karabinern auf den Hals hetzte. Zunächst kamen wir in einen Wald, der uns gute Deckung bot, und dann an eine Straße, hinter der eine sumpfige Wiese lag, über die wir weg mußten. Wir warteten die Dämmerung ab, bis wir uns hervorwagten. Als wir die Straße überschritten, kam ein Radfahrer auf uns zu, sprang ab, warf sein Rad hin und schrie: ‚Halt!' Und gleich darauf kamen noch zwei Radfahrer, die uns gleichfalls schon von weitem zuriefen, wir sollten keinen Widerstand leisten und uns ergeben."

„Auch auf deutsch?"

„Jawohl, Herr Hauptmann, auch auf deutsch. Unwillkürlich blieben wir einen Augenblick stehen, dann rannten wir weiter. Da fingen sie an zu schießen. Ich sah meinen Kameraden nach rückwärts fallen und zusammenbrechen, warf mich hin und eröffnete mit der Pistole das Feuer. Einen von den drei Grenzwächtern traf ich mit dem dritten Schuß, offenbar Kopfschuß, denn er fiel lautlos vornüber. Darauf gingen die anderen am Waldrand in Deckung. Diesen Augenblick benutzte ich und rannte weiter. Ich warf mich hinter einen Busch, schoß noch mehrmals

auf die Polen und lief dann weiter, bis ich in der zunehmenden Dunkelheit verschwinden konnte."

„Sehr gut." Der Hauptmann nickte anerkennend. „Und dann? Wie war das Gelände?"

„Immer noch sumpfig, Herr Hauptmann. Ich war vollständig durchnäßt. Bald kam ich an einen Fluß, den ich durchwatete, und schließlich an ein Dorf. Ich umging es auf alle Fälle. Dann traf ich auf ein alleinstehendes Gebäude und las auf einem Schild: ‚Preußisches Forstamt.' Da wußte ich, daß ich gerettet war. Später traf ich auf deutsche Soldaten, die mich kameradschaftlich aufnahmen, mit trockenen Sachen versorgten und zu ihrem Kompanieführer brachten. Von da aus konnte ich dann telefonieren."

„Das haben Sie gut gemacht, Rohr!"

Und als der Gefreite schon die Hacken zusammenschlug, um abzutreten, sagte der Staffelkapitän: „Warten Sie noch!" Er ging ins Nebenzimmer und kam nach kurzem Telefongespräch wieder.

„Unteroffizier Rohr, ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können", sagte er herzlich, „daß Sie wegen Ihres tapferen Verhaltens befördert worden sind. Ich beglückwünsche Sie dazu und bin stolz darauf, einen solchen Mann wie Sie in meiner Staffel zu haben." Der Staffelkapitän drückte dem Unteroffizier kräftig die Hand.

Noch manche solcher abenteuerlichen Notlandungen, Fluchten und glücklichen Rettungen trugen sich in den Wochen des stürmischen Vormarsches der deutschen Divisionen zu, aber sie spielten sich allzu ähnlich ab, als daß man sie alle erzählen könnte.

Eine deutsche Besatzung landete sogar in Rußland. Ein Motor war ausgefallen, vermutlich weil die Kühlvorrichtung nicht mehr funktionierte. Der Heimathafen war fern und der Gedanke an eine Notlandung im Bereich polnischer Streitkräfte wenig verlockend. Unübersehbar dehnten sich dort unten die Rokitnosümpfe aus, auch hier hätte eine Notlandung verhängnisvoll werden müssen. So steuerte der Pilot sein schwankendes, schwanzlastig gewordenes Flugzeug der russischen Grenze zu. Nacheinander ließ er Gepäck, das Bordgerät und alles, was nicht niet- und nagelfest war, über Bord werfen, um die Maschine noch lange genug in der Luft halten zu können. Hinter der Grenze landete er die Maschine in

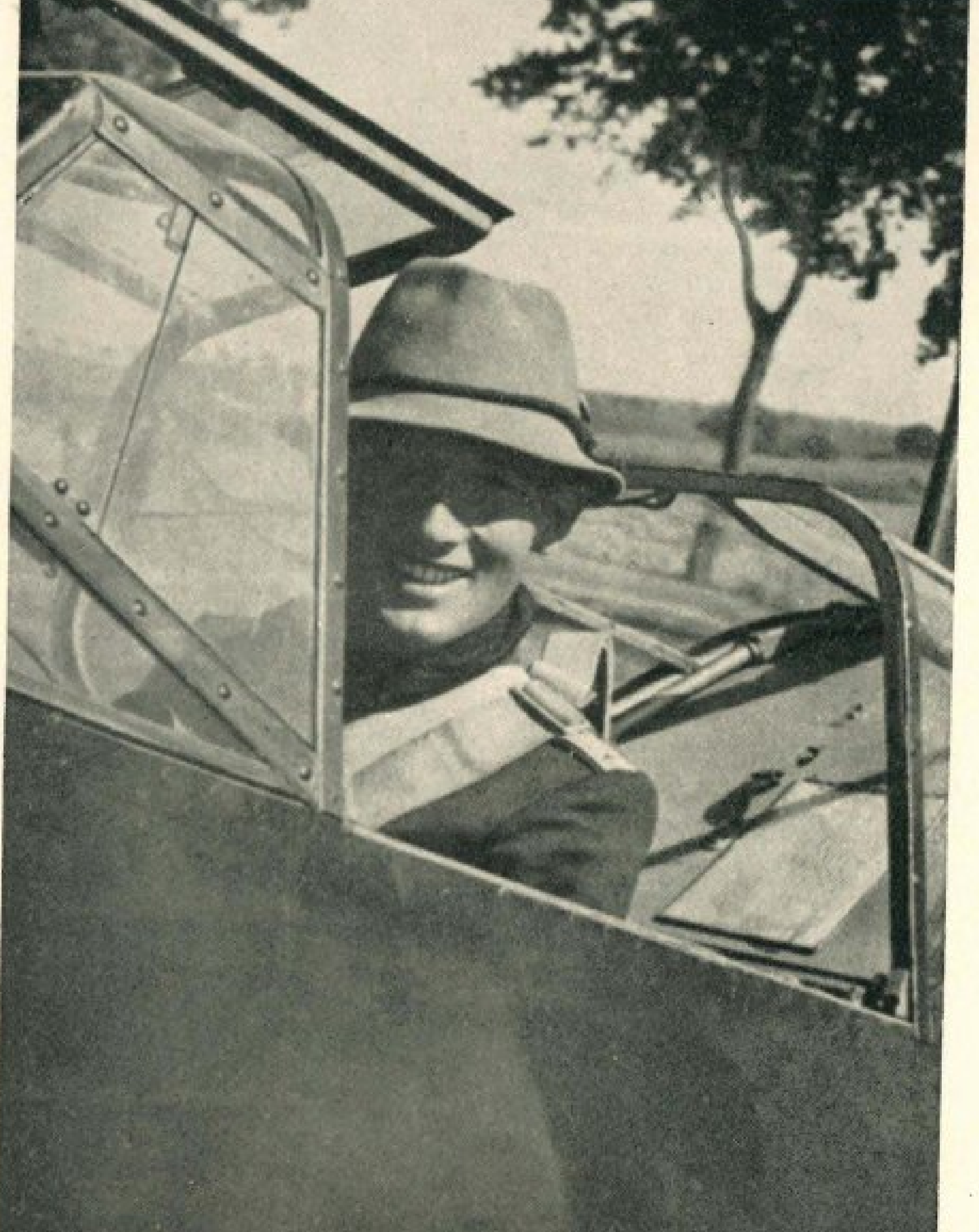


Heimkehrer. Ein verwundeter Flieger hat sich nach Notlandung im polnischen Hinterland mit seinem MG. bis zu seiner Staffel durchgeschlagen.



Der Einsatzstock. Jede Kerbe





Auszeichnung eines tapferen Flugzeugführers, der sich schon in Spanien verdient gemacht hat, vor versammelter Mannschaft.

Der „Jäger" mit dem Tiroler Hütchen. Er hat es schon in Spanien auf allen Feindflügen getragen. Es ist sein Talisman geworden.

der Nähe einer russischen Kaserne. Überrascht und neugierig eilten die Russen herbei. Als sie sahen, daß es sich um eine Notlandung handelte, bewirteten sie die deutschen Flieger aufs beste. Nach Erledigung einiger Förmlichkeiten und nachdem der Motorschaden behoben war, durfte die deutsche Besatzung, von den befreundeten Russen herzlich verabschiedet, wieder in die Heimat zurückkehren.

Auf eine fast dramatische Weise konnte ein Oberfeldwebel der Luftwaffe sich aus polnischer Gefangenschaft retten. Seine Maschine war durch einen polnischen Flakschuß in Brand geraten. Nur noch Sekunden standen für den Fallschirmabsprung der Besatzung zur Verfügung. Noch waren die deutschen Stellungen nicht erreicht. Aber es blieb ihnen keine Wahl. Einer nach dem anderen sprang in die Tiefe, als dritter der Oberfeldwebel. Er hatte bereits schwere Verbrennungen im Gesicht und an den Händen davongetragen.
Der Flugzeugführer allerdings, der die Maschine so lange in der Luft hielt, bis die anderen sich retten konnten, hatte sich für die Kameraden geopfert. Er selbst kam nicht mehr aus der Maschine heraus.
Nachdem der Oberfeldwebel mit seinem Fallschirm auf einer Lichtung gelandet war, wurde er von Polen umringt, von denen einer ihn in deutscher Sprache zur Übergabe aufforderte.
Kaum hatte er sich von seinen Fallschirmgurten befreit, da wurde er durch Schläge mit Gewehrkolben schlimm zugerichtet. Seine Brandwunden schützten ihn nicht davor, daß man seine Hände so eng zusammenschnürte, bis die Riemen in das schmerzende Fleisch einschnitten. Er konnte eben noch sehen, wie die Polen sich damit unterhielten, ihre Schießkünste an seinen beiden mit den Fallschirmen ein wenig weiter entfernt gelandeten Kameraden zu erproben, dann wurde er zu einer Batteriestellung gezerrt und dort gründlich untersucht. Die polnischen Soldaten nahmen ihm Uhr, Geld und alle Wertsachen weg. Dann erfuhr er, daß er zu einem Divisionsstab zum Verhör gebracht werden solle. Aber dazu kam es nie. Sechs Mann schleppten ihn eine Stunde lang über Wiesen und Felder, bis sie an einer Wegkreuzung auf eine Wagenkolonne trafen. Dort wurde der Oberfeldwebel mit einem Zivilgefangenen zusammengekettet und mußte hinter dem ersten Wagen hermarschieren. Ohne Rücksicht auf seinen Zustand trieb man ihn die ganze Nacht

hindurch über die Landstraßen. Erst am nächsten Morgen wurde eine kurze Pause eingelegt. Dann ging es weiter bis zum Nachmittag.
Plötzlich umschwärmten Meldereiter den Zug. MG.-Feuer flackerte auf. Der Marsch der Kolonne stockte. Als die ersten deutschen Granaten über der Kolonne krepierten, ließen die Polen Wagen und Pferde im Stich und zogen sich fluchtartig zurück. Dabei aber schleppten sie die deutschen Gefangenen, die inzwischen auf fünfzehn Köpfe angewachsen waren, mit. Man sperrte sie in eine Scheune, doch nur für kurze Zeit. Da gleich dahinter eine polnische Batterie lag, fürchteten die polnischen Bewachungssoldaten, deutsches Feuer zu erhalten, und flohen weiter, immer die Gefangenen mit sich nehmend. Dabei gerieten sie aber gerade in das Feuer der deutschen Batterien. Jetzt mußte jeder für sich selber sorgen! Der Granathagel verschonte weder Freund noch Feind. Jeder suchte Deckung, wo er sie irgend finden konnte. Dadurch zog sich der Gefangenentrupp auseinander, und die Soldaten, nur noch auf ihre eigene Sicherheit bedacht, verloren den letzten Rest von Übersicht.
„Aber dann ging es nicht mehr weiter", so berichtete der Oberfeldwebel. „Jede Sekunde schlug eine Granate ein. Keiner wagte mehr, sich zu rühren. Ich selbst hatte noch Glück gehabt und lag in einem Erdloch. Vor mir lag ein Hamburger Gefreiter, links hinter mir lagen ein polnischer Soldat und ein deutscher Unteroffizier. Das Feuer war entsetzlich. Da hörte ich hinter mir lautes Schreien. Der Unteroffizier und der Pole waren schwer getroffen. Anderthalb Stunden harrten wir, eng an den Boden gepreßt, im Feuer der deutschen Batterien aus. Endlich hörte das Feuer auf. Ich hob vorsichtig den Kopf. Von den Polen war nichts mehr zu sehen. „Los!" rief ich dem Hamburger zu, der vor mir im Trichter lag, und wir rannten beide zu einem Gehöft hinüber, das lichterloh brannte. Plötzlich vernahmen wir Stimmen, warfen uns eilig hin, und es vergingen ein paar bange Augenblicke. Dann hörten wir deutsche Worte. Da sprangen wir auf, brüllten mit letzter Kraft: „Hallo, hallo, wir sind Deutsche!" und liefen der deutschen Angriffstruppe entgegen, die unter dem Schutze des Artilleriefeuers gestürmt hatte.
Soviel Glück ich bei alledem hatte, so ist mir doch auch klar, daß ich mein Leben nur meinem Flugzeugführer danke", so endete der Oberfeldwebel seinen Bericht; „hätte er die Maschine nicht bis zum letzten Augenblick gehalten, so wäre keinem von uns der Absprung mehr möglich gewesen."

Allnächtlich wurde der Horst eines Kampfgeschwaders durch Angriffe versprengter polnischer Abteilungen belästigt. Nacht für Nacht mußten die Flieger aus den Betten heraus an Karabiner und Maschinengewehre. Und doch hätten sie nach der anstrengenden Arbeit des Tages den Schlaf dringend nötig gehabt! Die stärksten Postenketten genügten schließlich nicht mehr. Eine größere Unternehmung gegen die nächtlichen Ruhestörer sollte eingeleitet werden. Alle waren sofort mit großer Begeisterung dabei. Immerhin war es etwas Neues, daß Flieger infanteristisch eingesetzt wurden. Dazu aber mußten sie vor allem wissen, wo die Polen steckten. Denn diese waren nach den nächtlichen Überfällen bei grauendem Morgen stets wieder irgendwo in den umliegenden Wäldern verschwunden. Da die schweren, schnellen Kampfflugzeuge sich für solche kleine Aufklärerarbeit wenig eigneten, ließ der Horstkommandeur einen „Storch" starten. Von diesem gemächlich dahinschnurrenden Flugzeug aus gelang es dem Beobachter schon sehr bald, in einem nur wenige Kilometer entfernten Waldstück polnische Truppen festzustellen.
„Oberleutnant Müller", befahl der Kommandeur, „stellen Sie eine Freiwilligenkompanie zusammen und gehen Sie gegen die Bande vor!"
Das war für einen Fliegeroffizier ein ungewöhnlicher Befehl. Aber mit um so größerer Freude gingen alle an die Ausführung. Aus den Freiwilligen wurden siebzig ausgewählt. Mit Karabinern und ein paar MG. bewaffnet, zogen sie bei beginnender Abenddämmerung los. Möglichst geräuschlos näherten sie sich dem Waldstück, in dem die Polen gesehen worden waren.
Oberleutnant Müller verteilte seine Leute so, daß das Polenversteck von allen Seiten eingeschlossen wurde. Dann schickte er Späher vor, die nach kurzer Zeit mit der Meldung zurückkamen, daß der Feind ahnungslos im Walde lagere und sich nur sehr nachlässig durch einige Posten gesichert habe. Diese Posten wurden zuerst unschädlich gemacht, indem sich einige besonders geschickte Leute kaum hörbar an sie heranschlichen. Sie waren so völlig überrascht, daß sie kaum Widerstand leisteten.
Nun schoben sich die Angreifer konzentrisch gegen das ungeschützte Lager vor. Es war abgemacht, daß auf einen Pfiff des Oberleutnants hin das Feuer eröffnet werden sollte. Auf einer Lichtung sahen sie die Polen, die sich gerade zum Aufbruch zu rüsten schienen. Aber das war kein kleiner Trupp, das war mindestens ein kriegsstarkes Bataillon, eine gewaltige Übermacht. Sogar Geschütze hatten sie dabei.

Jetzt erscholl der Pfiff des Oberleutnants, und sämtliche MG. und Karabiner der Flieger zerrissen mit rasendem Geknatter die Stille des Waldes. Eine unglaubliche Verwirrung griff in dem Polenlager Platz. Kopflos durcheinanderrennende Soldaten und durchgehende Gespanne bildeten einen unaufhörlichen Wirrwarr, in den hinein vergeblich die Kommandos der Polenoffiziere gellten. Wo hier und da ein Widerstand versucht wurde, war er schnell niedergekämpft. Und da die Polen sich von allen Seiten angegriffen sahen und in der Dunkelheit und Verwirrung die geringe Stärke der Angreifenden nicht erkennen konnten, so flogen bald die Hände hoch, und sie ergaben sich.

Oberleutnant Müller ließ die zu Boden geworfenen Waffen zusammentragen und die Polen, in Reihen formiert, auf die Landstraße abmarschieren, die an dem Waldstück vorbeiführte. Als die Polen hier Aufstellung nahmen, machten die Flieger große Augen: der Zug der Gefangenen wollte gar kein Ende nehmen! Zwei Bataillone waren es! Zwei Bataillone mit allen Offizieren und drei Geschützen! Kaum reichten die siebzig Flieger zur Eskorte aus. Sie lieferten die Polen beim nächsten Divisionsstab ab, wo die Gefangennahme zweier feindlicher Bataillone durch eine Handvoll unerschrockener Flieger nicht wenig Überraschung und Aufsehen hervorrief.

Warschau — das bittere Ende

Während der Kampfhandlungen vom 1. bis 17 September wurde Warschau von der deutschen Wehrmacht als offene Stadt behandelt und bewußt geschont. Nur die militärischen Anlagen, Forts, Flughäfen und Kasernen, und die für Truppentransporte wichtigen Bahnhöfe und Gleisanlagen wurden von deutschen Kampfflugzeugen angegriffen. Bereits am 4. September glückte es, den Flughafen Okecie bei Warschau fast völlig zu vernichten. Von den Polen dort bereitgestellte Reserveflugzeuge wurden zerstört, das dortige Flugzeugwerk in Trümmer gelegt. Bei Luftkämpfen über Warschau wurden an diesem Tage sieben polnische Flugzeuge und ein polnischer Ballon abgeschossen, ohne daß unsere Jäger einen einzigen eigenen Verlust erlitten. Am 7. September wurde der Warschauer Westbahnhof von Kampfflugzeugen mit Bomben unter Feuer genommen und ging in Flammen auf. Die Weichselbrücken südlich Warschaus wurden am 7. und 8. September größtenteils zerstört. Trotz ungünstiger Wetterlage griff am 14. September die Luftwaffe mit gutem Erfolg den befestigten Ostrand von Warschau an. Immer waren bei diesen Angriffen die deutschen Besatzungen durch Befehl angewiesen und von selber darauf bedacht, Stadt und Zivilbevölkerung zu schonen.

Nun aber, in den Tagen vom 15. bis 17. September, als die Vernichtungsschlacht im Raume von Kutno—Warschau sich immer mehr zur großen Entscheidungsschlacht entwickelte, näherten sich die deutschen Truppen von Norden, Osten und Südosten der Warschauer Vorstadt Praga, nachdem schon vorher weit vorgeprellte leichte Panzertruppen die Stadt vorübergehend erreicht hatten. In harten Kämpfen wurde die polnische Hauptstadt so eng umschlossen, daß jeder weitere Widerstand unsinnig schien.

Um die Bevölkerung Warschaus vor den Leiden und Schrecken eines Angriffs, der schließlich zum Häuserkampf führen mußte, zu bewahren, unternahm die deutsche Wehrmacht den Versuch, durch einen Offizier den polnischen Befehlshaber der Hauptstadt zur Aufgabe des zwecklosen Widerstandes in einer offenen Millionenstadt zu bewegen. Dieser aber lehnte es ab, den deutschen Offizier zu empfangen.
Er schien immer noch der Ansicht zu sein, von sich aus Bedingungen stellen zu können. Ja der Verlauf der sonderbaren Geschehnisse, die nun folgten, ließ erkennen, daß die für das Schicksal Warschaus verantwortlichen polnischen Generale Gründe haben mußten, auszuharren. Licht in dieses Rätsel brachte erst die Einnahme der Stadt.
Der Kommandant von Warschau, der es am Tage vorher abgelehnt hatte, einen deutschen Parlamentär zu empfangen, wandte sich am folgenden Tage durch Funkspruch an das Oberkommando der deutschen Wehrmacht mit der Bitte, deutscherseits einen polnischen Unterhändler empfangen zu wollen. Sollte er doch noch rechtzeitig zu einer besseren Einsicht gekommen sein und das unabsehbare Elend, das über die Stadtbevölkerung hereinbrechen mußte, abzuwenden versuchen? Die Bereitwilligkeit, zu unterhandeln, wurde dem Warschauer Stadtkommandanten über den Deutschlandsender am 17. September nachmittags 18.06 Uhr in deutscher und anschließend in polnischer Sprache bekanntgegeben und gleichzeitig Waffenruhe befohlen. Den Empfang dieser deutschen Mitteilung sollte der Warschauer Sender auf 7190 kHz umgehend bestätigen.
Hier nun beginnt das rätselhafte Dunkel, das über den letzten Tagen der polnischen Hauptstadt liegt. Der Warschauer Sender antwortete nicht. Die Bestätigung blieb aus. Statt dessen befahl General Rommel, der Oberstkommandierende der in Warschau eingeschlossenen Truppen, Gräben auszuheben, die Häuser in Verteidigungszustand zu versetzen, Barrikaden in den Straßen zu errichten, Waffen an die Zivilbevölkerung zu verteilen und den Kampf bis zum Äußersten fortzusetzen. Kurz zuvor noch hatte der Führer und Oberste Befehlshaber der deutschen Wehrmacht angeboten, einen ganzen Stadtteil, nämlich die Vorstadt Praga, nicht zu beschießen, wenn die Zivilbevölkerung sich dorthin zurückzöge und am Kampf nicht beteilige. Dies nun war die Antwort der Warschauer Machthaber, daß man die Bevölkerung auf die Barrikaden rief! Was konnte sie zu dieser Wahnsinnstat veranlassen? Wollten sie das Beispiel eines heroischen Untergangs bieten? Dann hätten sie sich mit ihren Truppen im offenen Kampf bis auf den letzten Mann stellen können. Aber sie hätten nicht Frauen, Kinder und Greise den grausamen Schrecknissen eines harten Angriffs ausliefern dürfen. Sie zu opfern, war ein Verbrechen. Widerstand in dieser Lage war ein unnützes und aussichtsloses Beginnen! Und wieder taucht die dunkle Frage auf: Was dachten sich die Polengenerale? Worauf hofften sie? Wer stärkte ihnen so den Rücken? Warum schwieg der Warschauer Sender?
Aber noch blieben die Angriffe der Luftwaffe auf militärische Ziele beschränkt. Immer enger schloß sich der stählerne Ring um Warschau. Die deutschen Truppen hatten sich bis in die Vorstädte herangearbeitet. Der letzte entscheidende Angriff stand bevor.
Da endlich gelang es der deutschen Führung nach wiederholten Bemühungen und mit vielen Schwierigkeiten, wenigstens das vom Warschauer Stadtkommandanten zu erreichen, daß er das diplomatische Korps abziehen ließ. Daraufhin verließen am 22. September 178 Angehörige des diplomatischen Korps und 1200 andere Ausländer Warschau auf dem von der deutschen Kommandobehörde bestimmten Wege. Sie wurden von deutschen Offizieren empfangen und in bereitgestellten Zügen noch in der gleichen Nacht nach Königsberg befördert.
Und noch immer ließ man den verblendeten Generalen in Warschau Zeit, sich zu besinnen. Erst am 25. September, als der Widerstand sich verstärkte und in den Vorstädten Warschaus bereits der Häuserkampf tobte, wurde von deutscher Seite der letzte entscheidende Schlag geführt. Er wurde nicht zuletzt deswegen mit solcher Härte geführt, weil man das namenlose Elend der Zivilbevölkerung abkürzen wollte.
Im Morgengrauen begann das Feuer aller leichten und schweren Batterien der deutschen Artillerie. Gleichzeitig starteten Kette auf Kette, Staffel auf Staffel, Gruppe auf Gruppe der deutschen Kampf- und Sturzkampfgeschwader.
Jetzt setzt das Inferno ein, jetzt beginnt der Höllentanz. Zahllose deutsche Flugzeuge stürzen aus dem Wolkenhimmel wie gespenstige Schatten herab auf die verlorene Stadt. Brände lodern auf, vom Morgenwind zu hellen Flammen entfacht. Schwarze Rauchwolken ziehen über flatternde Feuerfahnen. Dächer fliegen in die Luft, Häuser stürzen haltlos in sich zusammen. Den ganzen Tag über dauert das an, den ganzen Tag über wiederholen Kampf- und Sturzkampfgeschwader ihre rollenden Angriffe.

In den Nachmittagsstunden liegt über Warschau eine riesenhafte blauschwarze Wolke, eine Wolke des Unheils, ein Schatten der Verdammnis, das Licht der Sonne verfinsternd, die ihre Strahlen zögernd über die dunklen Ränder schickt. Scharfer Brandgeruch zieht nach Osten. Die Glut der Brände und die Hitze des ungewöhnlich warmen Septembertages treiben die grauenhafte Wolke höher und höher. Unablässig fliegen die deutschen Maschinen gegen sie an, und wenn sie in ihr Dunkel eintauchen, wird es so finster, daß die Besatzungen die Bordbeleuchtung einschalten müssen, und Brandgeruch dringt durch die Ritzen der Kabinenfenster.
Die in und um Warschau gehäuft zusammengezogene polnische Flak feuert wild aus allen Rohren. Ihre Leuchtspurgeschosse ziehen feurige Bahnen durch die schwarzen Rauchmassen. Die Schrapnells der schweren Flak krepieren neben den deutschen Flugzeugen, über, unter ihnen. Trotzdem lassen sie sich dadurch nicht beirren. Ein Angriff folgt dem anderen. Und neue Brände zucken unten auf, und neuer Qualm vermehrt die Riesenwolke.
Während hoch oben die Angriffe der Luftgeschwader abrollen, hämmern unten ebenso unerbittlich die deutschen Batterien auf die unglückliche, sinnlos geopferte polnische Hauptstadt ein. In den Vorgärten und Feldern stehen die deutschen Geschütze, leichte und schwere Feldhaubitzen, Flak aller Art, die hier im Bodenkampf eingesetzt ist, da sie am Himmel schon lange keine Ziele mehr findet. Weiter hinten stehen Langrohrgeschütze und schwere Mörser. Vom Brand verschonte Hausdächer dienen als Beobachtungsstände, aus der Landschaft starren überall Scherenfernrohre auf die rauchende Stadt. Den ganzen Tag über blitzen die Mündungsfeuer, heulen die Granaten, und das brüllende Echo der Abschüsse, vieldutzendmal zurückgeworfen von Häuserwänden, Hügeln und Waldstücken, erfüllt die Luft mit lang dahinrollendem Donnergrollen.
Die südöstlichen Vorstädte Anin, Wawer und Grochow sind in unserer Hand. Um Praga, die große nordöstliche Vorstadt, wird noch schwer gekämpft. Gerade hier zeigte es sich mit aller Deutlichkeit, daß der gefährliche und verhängnisvolle Befehl des polnischen Generals eifrig befolgt worden war. Jedes Haus war in einen Bunker, eine Festung im kleinen verwandelt. Eingänge, Treppenaufgänge und Kellerfenster waren mit Sandsäcken verbarrikadiert. Die Straßen waren aufgerissen und von Schützengräben durchzogen, hier und dort behelfsmäßige



Nachdem die Übergabe verweigert worden war, wurden militärisch wichtige Anlagen der Festung Warschau zerstört. Hier fliegt eins der großen Gaswerke in die Luft.

Die Festung Warschau während der Angriffe der Sturzkampfflieger am 25. September.

Noch flackern am 28. September die letzten Brände.



Deutsche Luftwaffe zu neuem Einsatz bereit.

Tankfallen errichtet, an den Straßenkreuzungen waren Maschinengewehrnester eingebaut. Von der Vorstadt Mokotow führte ein langer, von MG. flankierter Verbindungsgraben zum Fort Mokotow. Von Geschützstellungen führten unterirdische Gänge zu den Häusern. Im Nahkampf mußte stellenweise Stockwerk um Stockwerk, Zimmer um Zimmer erobert werden.

Leider war an diesen Kämpfen neben den polnischen Soldaten auch die Zivilbevölkerung beteiligt. Fanatisiert und aufgehetzt, leistete sie in den zerschossenen Häusern verzweifelt Widerstand. Von allen Dächern, aus allen Fenstern wurde auf die vorgehenden deutschen Truppen geschossen. Frauen bedienten Maschinengewehre, warfen Handgranaten, schleppten Munition herbei. Einschlagende deutsche Granaten machten schließlich diesem Spuk ein Ende, und die Dachschützen wurden unter den stürzenden Trümmern begraben.

Der Abend senkt sich herab, und die Schatten der letzten Stukas verschwinden aus dem Rauchmeer über der brennenden Stadt. Aber der erbitterte Erdkampf geht pausenlos weiter. Greller noch blitzen die Mündungsfeuer der Geschütze. Röter noch leuchten die Brände über den Häusern. Riesige Stichflammen schießen empor und erhellen schaurige Sekunden lang die schwer über der Stadt lastenden Rauchwolken. In Brand und Feuer geht Polen unter. Die Fackel von Warschau leuchtet am Grabe eines verblendeten Volkes.

In kühnem Handstreich werden am folgenden Tag, dem 26. September, das Fort Mokotowski und anschließend daran ein Teil der Vorstadt Mokotow genommen. Am Abend dieses Tages waren im Norden die erste, im Süden beide Fortlinien in deutschem Besitz.

Die Widerstandskraft der Festung Warschau war gebrochen. Ein einziger Tag des massierten Einsatzes der deutschen Luftwaffe hatte in Verbindung mit den wiederholten Angriffen von Artillerie und Infanterie genügt, um den Kampfwillen selbst dieser wahnwitzigen polnischen Generale zu brechen.

Dieser Angriff der Flieger wurde von mehreren Kampf- und Sturzkampfgeschwadern durchgeführt. Das dürfte der größte Einsatz von Flugzeugen sein, der in der Kriegsgeschichte aller Völker auf ein Ziel, selbst von der Größe einer Millionenstadt, erfolgt ist.

Unter dem Eindruck der zweitägigen deutschen Angriffe bot der polnische Kommandant endlich am Vormittag des 27. September die Übergabe an. Ein polnischer Unterhändler erschien auf der Straße, die von Warschau nach dem Vorort Rakow führt. In einer auf der rechten Seite dieser Straße gelegenen Fabrik trafen sich deutsche Offiziere mit dem polnischen Parlamentär. Es wurde ein sofortiger Waffenstillstand vereinbart und der weitere Gang der Übergabeverhandlungen festgelegt.

Seit vierundzwanzig Stunden ruhten die Waffen. Die Geschütze schwiegen, es schwiegen Maschinengewehre und Gewehre. Auf beiden Seiten hatte man wieder einmal eine Nacht ruhig und ungestört geschlafen, man konnte wieder aufrecht über Straßen und Felder gehen, ohne von Kugeln oder Granatsplittern getroffen zu werden. In einem Haus, in dem vorgestern abend noch die Polen saßen, haben sich jetzt deutsche Infanteristen der vordersten Linie niedergelassen; es zu erobern, hatte vor ein paar Stunden noch viel Blut gekostet. Die Brände ringsumher schwelen immer noch, und bei auffrischendem Wind dringen Qualmwolken aus Türen und Fensterhöhlen. Überall auf den Straßen, an den Häuserwänden glitzert und blitzt es in der Sonne wie von tausend Diamanten. Erst bei näherem Hinsehen erkennt man, was das ist: Milliarden von Glassplittern, denn in ganz Warschau gibt es keine heile Fensterscheibe!

Aus dem Hause, in dem die Infanteristen sitzen, dringt Klavierspiel. Ein Unteroffizier spielt mit ungeübten Fingern einen Walzer auf dem von allen Einrichtungsgegenständen allein unbeschädigt gebliebenen Klavier, aus einem Keller tönt ein Grammophon.

Immer noch muß man auf Minen achten, die gefährlichen Tellerminen, denn die Polen haben das ganze Gelände vor der Stadt mit ihnen verseucht. Gewaltige Trichter deutscher Bomben und Granaten umsäumen die Straßen, liegen in den Gärten der Laubenkolonien am Stadtrand, wo sich die Linien dicht gegenüberlagen.

Mitten auf einer Straße, die nach Warschau hinführt, liegen vier umgestürzte Straßenbahnwagen, zwei Automobile und ein Lastkraftwagen: eine Barrikade. Heruntergerissene Telefondrähte hängen von den geknickten Masten. Noch liegen überall die Toten umher. Auf einer anderen Straße stehen sich deutsche und polnische Soldaten unmittelbar gegenüber. Ein Trupp polnischer Infanteristen ist damit beschäftigt, die Straße notdürftig von Hindernissen zu befreien.

Kurz vor einhalb neun Uhr nähern sich einige Männer auf dieser Straße eilig der deutschen Stellung, ein General und sein Adjutant, in olivgrünen Uniformen, begleitet von zwei Zivilisten. Nun fahren drei deutsche Wagen heran und nehmen die Polen auf. In rascher Fahrt bringen sie den Polengeneral und sein Gefolge zu der deutschen Militärkommission, die unter Leitung des deutschen Generals Blaskowitz in bereitstehenden Omnibussen ihn erwartet. Hier wird vereinbart, daß die polnische Führung den Abmarsch der mehr als hunderttausend Mann betragenden Besatzung selbst vorbereiten und gemeinsam mit den deutschen Pionieren die dringendsten Aufräumungsarbeiten in der Stadt einleiten soll. Außerdem werden sofort der Hilfszug Bayern, NSV. und die Sanitätskolonnen der Wehrmacht eingesetzt, um die schlimmste Not zu lindern. Denn es fehlt an Gas, elektrischer Kraft — die Stadt ist ohne Licht —, an Nahrungsmitteln, ja sogar das Trinkwasser ist äußerst knapp und die Seuchengefahr dadurch bedrohlich groß geworden. Draußen, auf den Feldern, auf denen aufgedunsene Pferdekadaver umherliegen, schaufelt man Chlorkalk in die Massengräber: die Trümmer der polnischen Armee. „Das Ende ist bitter", sagte der für all das verantwortliche Polengeneral Rommel...

Aus den Kellern der Häuser kriechen nun, da das Feuer verstummt ist, die Menschen hervor, die tagelang dort im Dunkel gelebt hatten, Frauen in langen Schafspelzen, alte Männer und Kinder. Aus ihren Augen schaut noch das Grauen der überstandenen Qualen. Müde schleichen sie dahin und suchen, sie scheinen nicht zu wissen, wonach.

Taubenschwärme kreisen über den rauchenden Trümmern, auf welche die warme Herbstsonne herabstrahlt. Allmählich sickert es durch, was diesen hartnäckigen und sinnlosen Widerstand verschuldet hat. Von Deutsch sprechenden Offizieren erfährt man, daß die polnischen Befehlshaber bis zum letzten Augenblick mit Entsatz gerechnet hatten. Der französische General Gamelin sollte mit seinen Truppen vor Hannover stehen, in Danzig und Hamburg sollten die Engländer gelandet und die polnischen Divisionen in Nord und Süd siegreich gewesen sein. Nur gerade hier vor Warschau sei den Deutschen ein kurzer Scheinerfolg geglückt. Wohlmeinende Einwohner rieten hier und da den deutschen Soldaten, sich doch gar nicht erst häuslich einzurichten, sie würden ja doch bald wieder aus der Stadt gejagt werden. In einem Vorort soll es sich sogar ereignet haben, daß den Soldaten eines deutschen

Pioniertrupps, der zum Forträumen der Hindernisse einmarschierte, von der Bevölkerung die Hände geküßt wurden: man hielt sie in ihren neuen Feldmützen für Engländer!

Noch lange dauert es, bis diese belogenen und betrogenen Menschen die Wahrheit aufnehmen können. Daß die polnische Regierung längst außer Landes ist, daß ein großer Teil des polnischen Goldschatzes sich bereits in England befindet, das wollen und wollen sie nicht glauben. Doch es hilft nichts: „Das Ende ist bitter", hat ihr General Rommel gesagt. Verraten und verkauft! Wer war bis zuletzt im Senderaum des Warschauer Rundfunks? Welches teuflische Hirn hat diese in ihren Folgen so grauenhaften Zweckmeldungen erfunden und verbreitet? Vielleicht wird dieses blutige und düstere Geheimnis nie ganz geklärt werden...

Und dann kam die Nacht, die Nacht von Sonntag zu Montag, als im kalten Licht von Autoscheinwerfern auf den fünf großen Ausfallstraßen Warschaus der Abmarsch der 130000 polnischen Soldaten begann. In Trupps zu zehn schoben sie sich aus dem Dunkel heraus. Das grelle Licht ließ ihre Gesichter bleich und das Olivgrün ihrer Uniformen seltsam hell erscheinen. Stunden um Stunden ging der gespensterhafte Zug. In die Lager zunächst, in die Gefangenschaft. Von dort würden sie später wieder in ihre Heimat geschickt und hinterm Pflug, an der Hobelbank und an den Hebeln der Maschine wieder in den Kreislauf der friedlichen Wirtschaft eingeschaltet werden.

Nachdem am 29. September und am 1. Oktober auch über Modlin und Hela, den letzten polnischen Widerstandsnestern, die weiße Flagge wehte, war damit der Krieg in Polen beendet. In kurzen zwei Tagen hatte die deutsche Luftwaffe den entscheidenden Schlag geführt. In hervorragendem Zusammenwirken mit dem Heere hatte sie die Polen gejagt, verfolgt, zerschlagen. Die wiedererstandene deutsche Luftwaffe hatte sich der großen Tradition des Weltkrieges würdig gezeigt, ihre jungen Flieger hatten bewiesen, daß der Geist der Boelcke und Richthofen in ihnen lebendig geblieben war.

Das ganze deutsche Volk blickt mit Stolz auf seine Kämpfer in der Luft. Sie werden, wo immer sie eingesetzt werden, ihre Pflicht tun für Führer und Volk und mehr als ihre Pflicht. Nicht siegestrunken, vom hellen Schein des Sieges nicht geblendet, werden sie weiterfliegen gegen jeden Feind, der Deutschlands Sicherheit und Leben bedroht. Das kann kaum

schöner und eindringlicher gesagt werden als in dem Tagesbefehl Generalfeldmarschall Görings vom 27. September, durch den er seinen Fliegern den Dank des Vaterlandes zum Ausdruck brachte:

„Soldaten der Luftwaffe, Kameraden! Die polnische Armee, der eine vom englischen Größenwahnsinn bestimmte Kriegshetze die Aufgabe zugedacht hatte, in deutsches Land einzufallen und bis Berlin zu marschieren, ist in wenigen Tagen in Grund und Boden zerschmettert worden. Mit ihr mußte die polnische Fliegertruppe, noch bevor sie wirkungsvoll hätte eingesetzt werden können, den gleichen Weg gehen. Blitzschnell hat das deutsche Schwert zugeschlagen. Ich bin stolz, daß die deutsche Luftwaffe an diesem Erfolg entscheidend mitgewirkt hat. Durch euren entschlossenen Einsatz habt ihr vom ersten Tage an den feindlichen Luftraum beherrscht. Keinem polnischen Flugzeug gelang es, deutsches Hoheitsgebiet zu überfliegen. Die deutsche Heimat war in Sicherheit! Unseren tapferen Erdtruppen habt ihr bei ihrem Vordringen vorbildliche Waffenhilfe geleistet. Desgleichen habt ihr tatkräftig die eingesetzten Teile der Kriegsmarine in ihrem siegreichen Kampfe unterstützt. In einem Siegeszug ohnegleichen habt ihr einen Gegner niedergeworfen und vernichtet, der Großdeutschland in frevlerischem Leichtsinn herausgefordert hatte. Einzig dastehend in der Geschichte sind die Leistungen der deutschen Wehrmacht.

Ihr, meine Kameraden von der Luftwaffe, als des jüngsten Teiles der Wehrmacht, habt in todesmutigem Einsatz bewiesen, daß ihr Bannerträger alten deutschen Soldatengeistes und zugleich der alle Widerstände bezwingenden Idee nationalsozialistischen Kämpfertums seid. Ob ihr als Aufklärer den großen Zielen der Armeeführung dientet, ob ihr als Jagdflieger den Gegner mit stählernem Vernichtungswillen angegriffen habt, ob ihr als Schlachtflieger eueren Kameraden auf der Erde den Weg zum Siege bahntet, ob ihr als Kampfflieger die Bastionen feindlichen Widerstandes vernichtet habt, ob ihr mit eueren Stukas allen Bollwerken des Feindes Tod und Verderben brachtet, ob ihr in der Luft oder am Boden kämpftet, ob ihr am Flakgeschütz der Armee und dem ganzen Volk die Sicherheit gabt oder ob ihr am Funkgerät für die Verbindungen aller Kampftruppen sorgtet, ob ihr als Transportgruppen in unermüdlichem Tag- und Nachteinsatz den erforderlichen Nachschub für Luftwaffe und Heer brachtet — euch allen gilt mein Dank! In ehrfürchtiger Trauer neigen wir uns vor den Opfern, die unsere Waffe

bringen mußte, aber auch in hehrem Stolz, denn wir wissen: Mit uns fliegen und fechten die Kameraden, die wir verloren. Ihr Tod ist uns nicht drückende Bürde, ihr Opfer ist uns heilige Verpflichtung.
Als wir in diesen Krieg für Deutschlands Freiheit zogen, wußte ich, daß ich mich auf meine Luftwaffe verlassen konnte. Kameraden, wie ich euch allen im Geiste ins Auge sah, als wir diesen uns aufgezwungenen Krieg begannen, um euch zu verpflichten, das Letzte für Volk und Vaterland zu geben, so drücke ich jedem von euch jetzt die Hand, als Oberbefehlshaber seinen Soldaten, als Kamerad seinen Kameraden. Nach deutscher Soldatenart binden wir jetzt nach errungenem Sieg den Helm fester. Welche Aufgaben uns auch erwachsen mögen, welche Befehle uns auch unser Führer und Oberster Befehlshaber gibt: Vorwärts für unser ewiges Deutschland!"

Der Luftkrieg in Polen

Von Major Lothar Schüttel

Der Feldzug der achtzehn Tage

Kaum mehr als fünfundzwanzig Jahre nach dem Beginn des Weltkrieges entzündete sich im Osten die Brandfackel eines zweiten Krieges und warf ihren Feuerschein über Europa.

Die Saat von Versailles war aufgegangen.

Nach dem Willen der Friedensmacher von Versailles war Polen — ein seit 1815 erloschenes Staatswesen — neu erstanden. Fast die ganze Provinz Posen, der größte Teil der Provinz Westpreußen, ein Teil von Ober- und Niederschlesien, die Stadt Danzig und Teile des Regierungsbezirks Oppeln in Schlesien wurden, aus dem deutschen Lebensraum und Staatsgebiet herausgerissen, dem neuen Staatswesen ad majorem Poloniae gloriam zuerkannt. Ein großes, starkes Polen an Deutschlands Ostgrenze, ein durch den Korridor entzweigerissenes Deutschland — konnte es ein wirksameres Mittel geben, um dem im Krieg zusammengebrochenen Reich auf immer eine nie sich schließende blutende Wunde zu schlagen?

Im Chor der leidenschaftlichen Hasser auf der Versailler Konferenz erhob sich nur eine warnende Stimme, Lloyd George, der englische Ministerpräsident:

„Der Vorschlag, daß wir zwei Millionen einhunderttausend Deutsche der Autorität eines Volkes unterstellen sollen, das abweichender Konfession ist und das im Laufe seiner Geschichte niemals gezeigt hat, daß es sich selbst zu regieren versteht, dieser Vorschlag würde uns früher oder später zu einem neuen Krieg im Osten Europas führen."

Die warnende Stimme Lloyd Georges blieb ungehört. Die Ungerechtigkeit, die Deutschland zugedacht war, und die politische Kurzsichtigkeit, die hier zutage trat, waren aber für die Sicherheit des zukünftigen Friedens so bedrohlich, daß noch einmal einer der führenden Männer im Rate der

Friedensmacher von Versailles — ein Nichteuropäer — der Ministerpräsident der Südafrikanischen Union, General Smuts, in einem Briefe an Lloyd George letzte mahnende Worte fand, Worte, die geradezu von prophetischer Weitsicht zeugten:
„Ich glaube, wir sind dabei, ein Haus auf Flugsand zu bauen. Im Hinblick auf diese und zahlreiche andere Erwägungen würde ich die Grenzen Polens, wie sie in dem Friedensvertrag provisorisch festgesetzt sind, einer Revision unterziehen, Oberschlesien und die wirklich deutschen Gebiete Deutschland belassen, die Grenze der Freien Stadt Danzig enger ziehen und sie, anstatt diese unter die Oberherrlichkeit Polens zu stellen, wie wir es vorgeschlagen haben, unter der Souveränität Deutschlands mit einer dem Völkerbunde unterstellten Verwaltung belassen. Ich halte die lange Okkupation des Reiches und so viel stärkere Vergrößerung Polens, als je im Kriege geplant war, für die beiden Kardinalfehler des Friedensvertrages. Diese beiden Fehler bilden eine starke Bedrohung des künftigen Friedens Europas. Ich dringe darauf, daß jedes Mittel angewandt wird, sie aus der Welt zu schaffen, ehe es zu spät ist. Noch ist es nicht zu spät."
Trotzdem wurde es zu spät. Alle Warnungen mißachtend, wurde Versailles Wirklichkeit. Mit dem 30. Januar 1920, dem Tage, an dem der Versailler „Friedensvertrag" in Kraft trat, entstand das „Großpolnische Reich". Nachdem die Polen 1919 dem wehrlosen Deutschland die Provinz Posen bereits entrissen hatten, kamen im Juli 1920 gegen alle Vernunft Teile der Abstimmungsgebiete in Ost- und Westpreußen zu Polen. Im Oktober 1921 wurde Ost-Oberschlesien widerrechtlich Polen zugesprochen. So begann die Vorgeschichte des zweiten großen Krieges in Europa und eine wahre Passion der Volksdeutschen in Polen.
In Erkenntnis der großen Gefahr, in die Europa sich durch die Abtretung deutschen Bodens und deutschen Blutes an das anmaßende und großmachtsüchtige Polen begeben hatte, versuchte der Führer bald nach der Machtergreifung, ein erträgliches Verhältnis zu Polen herzustellen. Schon im Jahre 1934 schloß der Führer mit dem damaligen Präsidenten der Polnischen Republik, Marschall Pilsudski, den „deutsch-polnischen Verständigungs- und Nichtangriffspakt" ab.
Pilsudski war vielleicht der einzige Pole, der die begrenzte Kraft des polnischen Staates erkannt hatte und die gegebenen Realitäten in Rechnung stellte.

Ein Jahr nach dem Vertragsabschluß starb Marschall Pilsuski. Die Männer aber, die das Erbe des Gründers antraten, sollten zugleich die Zerstörer des kaum erstandenen Reiches werden.
Die Anlehnung Polens an England, die englische Garantieerklärung an Polen und die aus dieser „Sicherheit" sich entwickelnde Feindseligkeit Polens gegen Deutschland und die Deutschen in den abgetretenen Gebieten führten zu unerträglich werdender Spannung.
Noch war es nicht zu spät zur Verhütung des Äußersten. Das Angebot des Führers an Polen baute noch einmal eine gangbare Brücke der Verständigung. Sie wurde durch die polnische Generalmobilmachung zerstört, kaum daß sie sich zum anderen Ufer spannte.
Polen wollte den Krieg.

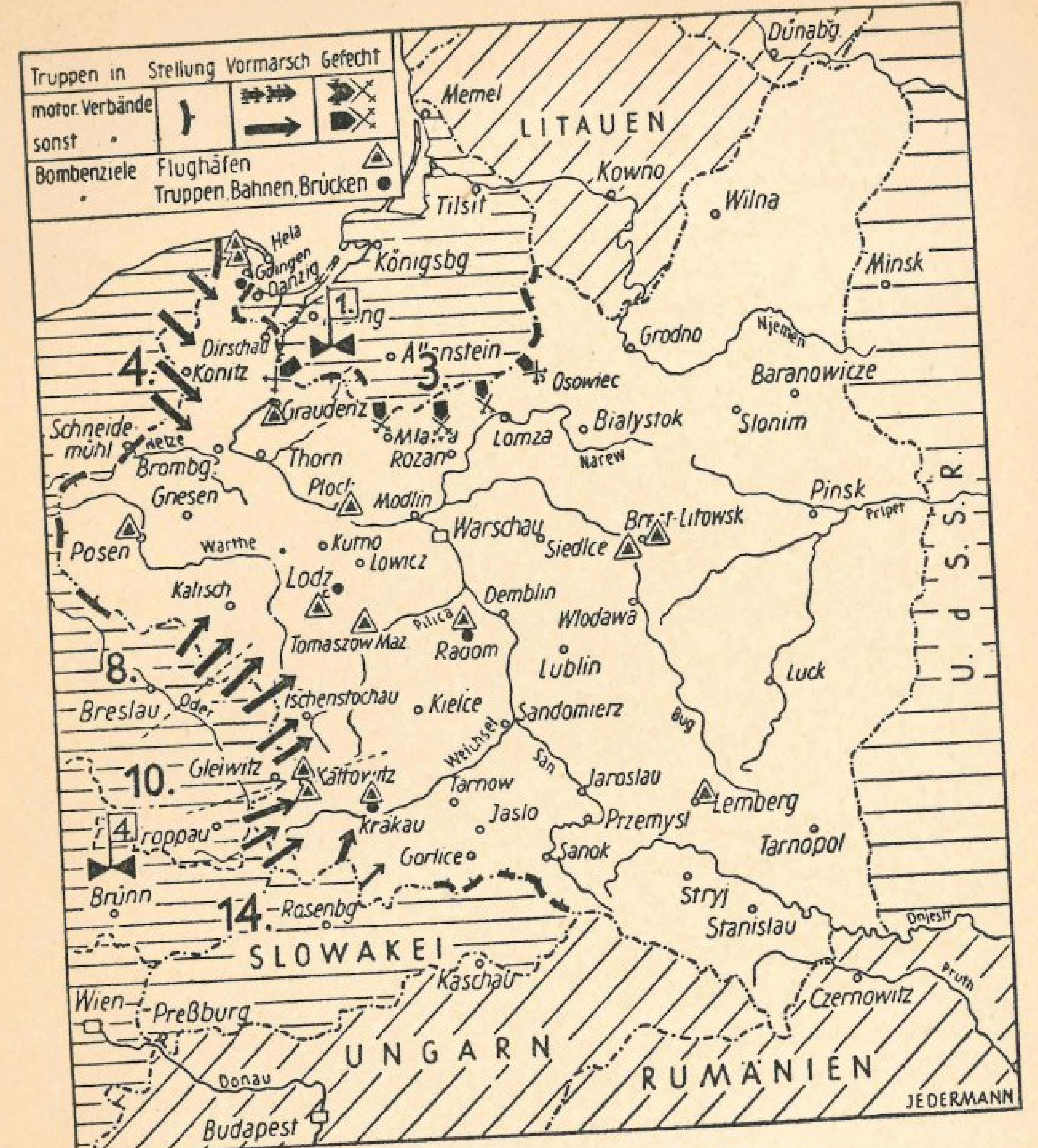
Es sollte ihn endlich haben! In seiner historischen Rede vor dem Reichstag am 1. September 1939 legte der Führer die Gründe dar, die ihn zum Einschreiten gegen Polen gezwungen haben:
„Ich bin entschlossen", so rief der Führer dem Reichstag und damit dem deutschen Volke und der Welt zu, „erstens die Frage Danzigs, zweitens die Frage des Korridors zu lösen und drittens dafür zu sorgen, daß im Verhältnis Deutschlands zu Polen eine Wendung eintritt, die ein friedliches Zusammenleben sicherstellt."
Das Ziel aber führte nur noch über eine Straße, die das Schwert zu schlagen hatte:
„Polen hat heute nacht zum ersten Male auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen. Seit fünf Uhr fünfundvierzig wird zurückgeschossen!"
Jetzt haben die Kanonen das Wort. Die Maschinengewehre hämmern in hastigem Rhythmus in den frühen Morgen, und in die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne nach Polen hinein ziehen, Reichsgrenze und kämpfende Fronten weit hinter sich lassend, die deutschen Luftgeschwader; das Donnern ihrer Motoren hebt die Herzen der deutschen Soldaten zu jubelnder Siegesgewißheit.
Es ist Deutschland, das sieghaft in seinen Fliegern in Feindesland dringt. Das ist das neuerstandene, junge, kraftvolle Deutschland!
In lapidaren Sätzen verkündet schon der erste deutsche Kriegsbericht vom 2. September 1939 die Taten der Flieger:

„Die deutsche Luftwaffe hat heute in wiederholten kraftvollen Einsätzen die militärischen Anlagen von zahlreichen polnischen Flughäfen, so z. B. Rahmel, Putzig, Graudenz, Posen, Plock, Lodz, Tomaczow, Radom, Ruda, Kattowitz, Krakau, Lemberg, Brest, Terrespol, angegriffen und zerstört. Außerdem unterstützten mehrere Schlachtgeschwader wirkungsvoll das Vorwärtskommen des Heeres. Die deutsche Luftwaffe hat sich damit die Luftherrschaft über dem polnischen Raum erkämpft, obwohl starke Kräfte in Mittel- und Westdeutschland zurückbehalten wurden."

Von der ersten Minute an ist in diesem Krieg das Gesetz des Handelns bei der deutschen Wehrmacht. Wenn aber auf allen Frontabschnitten die deutschen Truppen in unaufhaltsamem Vorwärtsdringen sind, so gebührt ein wesentlicher Teil an den Kampferfolgen der deutschen Luftwaffe. Sie hat schon am ersten Tag den Feind in seinen Flugplätzen und Horsten aufgesucht und einen Teil seines Flugzeugbestandes zerschlagen. Der feindlichen Luftwaffe waren die Flügel zerbrochen, ehe sie sich noch zum Flug gegen die deutschen Fronten und Grenzen erhoben hatte! Welch stolzes und verpflichtendes Empfinden für jeden Soldaten des deutschen Heeres, zu wissen, daß schon am zweiten oder dritten Tage jeder Flieger, der sich am Himmel zeigte, ein deutscher Flieger war!

Der große Vorkämpfer des Luftkrieges, der italienische General Douhet, hat einmal geäußert, daß der Luftkrieg noch vor dem Kampf am Boden entschieden werde. „Wenn zwei Gegner in einem zukünftigen Kriege", so meinte Douhet, „ihre Luftwaffe in der Weise einsetzen sollten wie im Weltkrieg, dann werde der Luftkrieg auch ebenso lange dauern wie der am Boden. Ganz anders werde die Sache aber, wenn einer der beiden Gegner von vornherein entschieden darauf ausgehe, die feindliche Luftwaffe zu vernichten. Die Luftwaffe sei die gegebene Angriffswaffe, und der Angegriffene werde in keiner Weise einen Zeitaufschub erzwingen können. Wer sich stärker fühle als der Luftgegner, werde den Luftkrieg auch entschlossen beginnen, und der Gegner könne sich diesem einfach nicht entziehen und eine Entscheidung hinauszögern, weil er sich aus der Umklammerung nicht freimachen könne. Die Entscheidung in der Luft fiele vor der Entscheidung auf der Erde".

Mit wahrhaft prophetischem Blick, von seinen zahlreichen Widersachern heftig angefeindet und bekämpft und trotzdem an seinen Erkenntnissen



Luftangriffe am 1. September

festhaltend, hat Douhet die Realitäten des durch das Hinzutreten der Luftwaffe anders gewordenen Krieges vorhergesehen. Die deutsche Wehrmacht aber hat diesen Realitäten Rechnung getragen und die Luftwaffe ihren Möglichkeiten entsprechend eingesetzt.

Die Beherrschung des Luftraumes durch die deutschen Flieger schon am zweiten Tage des Feldzuges ermöglichte den deutschen Truppen auf allen Fronten weitere schnelle Erfolge. Die südlich aus dem oberschlesischen Industriegebiet eingesetzten Kräftegruppen näherten sich Biala und

nahmen Pleß. Nördlich des Industriegebietes näherten sich die deutschen Truppen der Warta. Die pommerschen Kräftegruppen hatten die Brahe überschritten und die Weichsel südwestlich Graudenz erreicht.
Wieder hatte die deutsche Luftwaffe — wie der Kriegsbericht vom 2. September meldete — blitzschnelle und wuchtige Schläge gegen militärische Ziele in Polen geführt. Die feindliche Fliegertruppe aber war unter dem Eindruck der vorangegangenen Angriffe großenteils von ihren Fliegerhorsten verschwunden. Stärkere Belegung war nur noch auf den Flugplätzen Warschau-Okecie—Brest und den Flugplätzen um Lemberg—Demblin festgestellt worden. Die polnischen Flieger hatten auf zahlreichen einzeln liegenden Plätzen Zuflucht gesucht. Damit hatten sie sich der Möglichkeit zu einem geschlossenen, planvoll geführten Einsatz begeben, obwohl ihre Gesamtverluste — bis zum Abend des 2. September etwa 120 Flugzeuge — sich noch in tragbaren Grenzen hielten.
Der Einsatz der *eigenen Fliegertruppe* wurde, wie am Tage zuvor, durch ungünstiges Wetter beeinträchtigt. Er richtete sich sowohl gegen Flugplätze und Flugzeuge am Boden als auch gegen Straßen, Bahnhöfe, Transportanlagen und Kolonnen. Diese Angriffe zielten hauptsächlich gegen die Rückwärtsbewegungen des Feindes und das Heranführen von Verstärkungen im Weichselabschnitt zwischen Graudenz—Bromberg—Pjotrkow—Tschenstochau sowie gegen Transportwege und Kolonnen im Raum Tarnow—Krakau.
Außerdem wurde die Westerplatte mit Bomben belegt und ein erfolgreicher Angriff auf einen feindlichen Zerstörer ausgeführt.
Die Sender Lodz, Krakau und Radom, die am voraufgegangenen Tag durch Luftangriffe schwer beschädigt waren, hatten ihre Sendungen seitdem eingestellt. Ein erneuter Angriff erübrigte sich.
Die feindliche Luftverteidigung war in mehreren Gebieten lebhaft, über Lodz besonders stark, jedoch war die Treffgenauigkeit durchweg gering.
Am 3. September erwies sich erneut, daß eine planvolle Luftkriegführung, vor allem bei der starken Abhängigkeit der feindlichen Bodenorganisation von den wenigen noch intakten, meist provisorischen Fliegerhorsten, nicht mehr gegeben war. Feindliche Bombenflugzeuge traten überhaupt nicht mehr in Erscheinung. Die Jagdflieger, zu ausschließlich defensiven Aufgaben eingesetzt, ließen deutlich Zeichen moralischer Zermürbung erkennen.

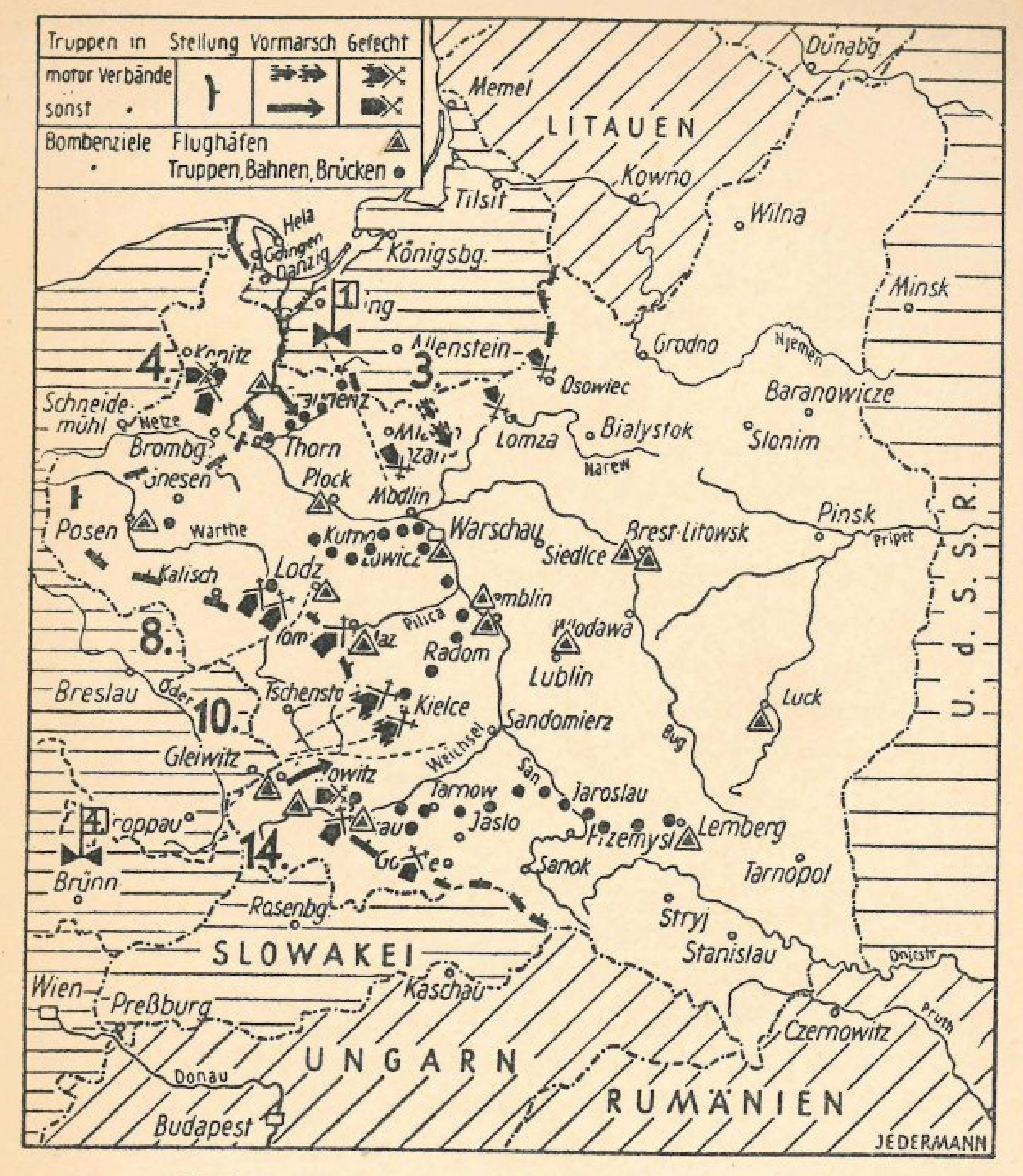
Die *eigene Fliegertruppe* wurde nur in geringem Maße gegen Ziele der selbständigen Luftkriegführung eingesetzt, so wiederum gegen den Flugplatz Okecie mit seinen Flugzeugindustrieanlagen und gegen die Kraftwerke Moscice und Pruskow sowie die Munitionslager Palmiry und Regny.
Nach Erringung der Luftherrschaft und der umfangreichen Zerstörung aller kriegswichtigen Ziele konnte die *Luftwaffe nunmehr zur mittelbaren und unmittelbaren Unterstützung des Heeres eingesetzt* werden. Der mittelbaren Unterstützung dienten die mit großem Erfolg durchgeführten Angriffe auf die Eisenbahnlinien Kutno—Warschau, Krakau—Lemberg—Kielce—Warschau, Thorn—Deutsch-Eylau, die erhebliche Zerstörungen der Schienenwege und Bahnhofsanlagen zur Folge hatten. Zahlreiche Züge wurden zur Entgleisung gebracht. Ein Munitionszug (bei Konskie) flog in heftigen Explosionen in die Luft. Mehrere Bahnhöfe, so Krakau und Hohensalza, waren unbenutzbar geworden.
Diese Angriffe hatten starke Verwirrung in den feindlichen Rückzug gebracht und stellten beabsichtigte Umgruppierungen und Verschiebungen von feindlichen Truppenverbänden in Frage.
Der unmittelbaren Unterstützung des Heeres dienten zahlreiche Angriffe von Stuka- und Kampfverbänden, die in zwei- und mehrfachen Einsätzen das unaufhaltsame Vordringen der Armee entscheidend erleichterten. Insbesondere wurden durch Luftangriffe auf Ansammlungen und Reserven die Durchbruchsversuche der im Korridor eingeschlossenen polnischen Verbände vereitelt. Der Pole erlitt hierbei schwerste Verluste.
Bei Krakau und Lodz versuchte der Feind durch *Ballonsperren* die Angriffe unserer Fliegerverbände zu hindern. Ein schwächliches Unternehmen, das nur noch als Kuriosum gewertet werden konnte.
Die polnische Fliegertruppe war niedergekämpft und zerschlagen, das Eisenbahnnetz, die Straßen und Brücken im Feindraum zerstört. Die Aussichten für den Feind, sich noch einmal mit Aussicht auf Erfolg zum Widerstand zu stellen, waren weniger als gering, sie waren hoffnungslos.
In diesem Stadium des Feldzugs in Polen glaubte *England* sein *Garantieversprechen einlösen* zu sollen. Es stellte am 3. September ein Ultimatum an die Deutsche Reichsregierung, die deutschen

Truppen bis elf Uhr in ihre Ausgangsstellungen zurückzunehmen, widrigenfalls sich England als im Kriegszustand gegen Deutschland befindlich betrachte. In einem Memorandum wies die deutsche Regierung die englische Note zurück, „da die Deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk es ablehnten, von der britischen Regierung ultimative Forderungen entgegenzunehmen, anzunehmen oder gar zu erfüllen".

Frankreich schloß sich der Forderung Englands an. So war zwischen Morgen und Abend ein neuer Zweifrontenkrieg, kaum daß die Wunden des Weltkrieges zu heilen begonnen hatten, in Gang gekommen. Verblendung hatte über Vernunft gesiegt, Haß über Duldsamkeit. Der Krieg hatte das Wort. In Mitteleuropa loschen die Lichter aus.

Wieder, wie im Weltkrieg, lebte die Lüge auf. Der Warschauer Sender verkündete, durch den Angriff deutscher Flieger sei ein Lazarett planmäßig vernichtet und Hunderten von Kranken und Verwundeten ein grausames Ende bereitet worden. Dann wieder ist es die Schwarze Mutter Gottes von Tschenstochau, das nationale Heiligtum der Polen, das durch deutsche Fliegerangriffe zerstört sein soll. Einer Reihe von ausländischen Journalisten wird Gelegenheit gegeben, sich an Ort und Stelle davon zu überzeugen, daß das wundertätige Muttergottesbild unversehrt über dem kerzenschimmernden Altar der völlig vom Krieg verschont gebliebenen Kirche steht.

Ungestört von der Kriegserklärung der Westmächte hat der Vormarsch unseres Heeres in Polen seinen stürmischen Fortgang genommen. An den in den polnischen Raum eindrängenden Heersäulen wird der operative Plan der deutschen Heeresleitung erkennbar und verdeutlicht sich mehr von Tag zu Tag. Schon zeichnet sich die Umfassung der polnischen Heeresteile ab. In Unordnung und schwer erschüttert sucht sich der geschlagene Gegner den Griffen der ehernen Zangen zu entziehen. Einigen Verbänden gelingt der Rückzug ins Innere. Doch nur, um auch hier wieder auf abriegelnde deutsche Panzertruppen und schnelle Divisionen zu stoßen. Von neuem beginnt der für den Gegner aussichtslose Kampf. Die Verzweiflung erstickt den Willen zu weiterem Widerstand. Geschlossene Truppenkörper strecken die Waffen. Am 5. September meldet der deutsche Kriegsbericht, daß die Gefangenen- und Beutezahlen sich noch nicht übersehen lassen! So gewaltig sind sie. Im Süden beginnt in scharfem Nachdrängen die Verfolgung auf



Erdlage und Luftangriffe vom 2. bis 5. September

Krakau, bei Wadowice wird der Skawa-Abschnitt überschritten. Überstürzt räumt der Feind das Ost-Oberschlesische Industriegebiet. Bei Sieradz wird der Übergang über die Warthe erzwungen.

In verzweifelten Einzelaktionen versucht die umlagerte polnische Korridor-Armee den eisernen Ring zu sprengen; vor Graudenz fallen die Festungswerke in deutsche Hand. Unter den Augen des Führers und Obersten Befehlshabers setzen unsere Truppen bei und südlich Kulm über die Weichsel. Aus dem ostpreußischen Raum stoßen deutsche

Verbände des I. Armeekorps über Mlawa auf Ciechanow vor. Es ist dieselbe Straße, auf der im August 1914 die russische Narew-Armee auf Ostpreußen marschierte, um bei Tannenberg ihr blutiges Ende zu finden. Über Ortelsburg stößt die 10. Panzerdivision in südöstlicher Richtung vor.
Vorbei ist der hochfahrende Traum polnischer Heerführer, Politiker und Zeitungsschreiber, die Deutschen bei Tannenberg in einer Vernichtungsschlacht zusammenzuschlagen. Die polnische Hauptstadt hört schon von ferne den Geschützdonner der immer tiefer ins polnische Land dringenden Schlachten.
Hoffnungslos wie die Lage der polnischen Armee ist auch die Lage der polnischen Fliegertruppe. Nur vereinzelt tritt sie noch in Erscheinung. Schwache Jagdverbände, an mehreren Stellen eingesetzt, erleiden empfindliche Verluste. Der Feind unternimmt auch am 5. September keine Versuche mehr, seine Flieger zu größerem Einsatz zusammenzufassen. In Brest-Terrespol und Dalikow werden polnische Flugzeuge auf ihren Flugplätzen von deutschen Kampfangriffen zerstört. Im übrigen beschränkt sich der Einsatz der deutschen Fliegertruppe auf die Zusammenarbeit mit dem Heere. Wieder werden Eisenbahnlinien durch Bombenabwürfe unbrauchbar gemacht. Brände, Zugentgleisungen und zahlreiche Blockierungen sind die Folge. Die planmäßige Rückführung der polnischen Truppen ist damit unterbunden. Ein besonders schwerer Schlag für den Feind, der auf der ganzen Front zurückweicht! Bei Radom und Kielce haben die polnischen Truppen infolge der Zerstörung der Eisenbahnlinien und nach dem hierdurch erfolgten Festlaufen aller Transportzüge diese verlassen. Sie setzen den Rückmarsch zu Fuß fort.
Im Raum Kutno—Wyschkow—Ostrolenko—Ciechanow—Plock werden feindliche Kolonnen und die Übergänge über die Weichsel mit großem Erfolg angegriffen.
Die polnische Armee, von Abschnitt zu Abschnitt gejagt, sieht ihre Rettung nur noch in einer Sammlung ihrer zerrissenen Verbände ostwärts der Weichsel. Deutsche Aufklärer stellen zwischen Warschau und Lublin am 5. September sechzehn in Bau befindliche Brücken fest!
Schon am nächsten Tage sind einige dieser Brücken, so bei Gora—Kalwaria, und Pontonbrücken nördlich davon unter den Bombeneinschlägen unserer Flieger zu wüsten Trümmern geworden. Bombenangriffe auf

Eisenbahnlinien haben die Desorganisation des gesamten Verkehrswesens hinter den polnischen Fronten weiterhin verschärft. Zahlreiche Brände auf Eisenbahnstrecken und Bahnhöfen, so auch auf dem Warschauer Westbahnhof, geben Zeugnis von der Wirksamkeit unserer Angriffe.
Die Masse der deutschen Fliegerverbände aber jagt den fliehenden Feind auf den ins Innere führenden Straßen: 8 Kampfstaffeln auf der Straße von Kutno nach Warschau, 2 Kampfgeschwader im Streifen Leczyca—Lowicz—Skierniwice—Rawa—Radom, 2 Kampfgeschwader, etwas südlich angesetzt, im Streifen Skarzysko—Kumienna—Ostrowiche—Lawichost—Sandomir. Zerrüttet, zerzaust und zerschlagen, nicht mehr als einsatzfähiger Truppenkörper zu werten, werden sie unter Bomben- und Maschinengewehrhagel den Weichselabschnitt erreichen. Und hier wiederum werden sie vor der zur Verzweiflung treibenden Feststellung stehen, daß die deutschen Flieger ihnen durch Vernichtung der rettenden Brücken die letzte Hoffnung genommen haben!
An diesem Tage, dem 6. September, geschieht es auch, daß eine Flug-zeug-Transportgruppe die Theorien von der möglichen Versorgung tief in den Feind vorgedrungener Panzerverbände zur Wirklichkeit werden läßt. Die 1. Panzerdivision des XVI. Armeekorps stand mit vordersten Teilen drei Kilometer nordwärts Piotrkow und bei Grawica; hier erfolgte der Nachschub von Betriebsstoff auf dem Luftwege. Ebenso wurde durch die gleiche Transportgruppe ein Infanterieregiment mit Munition und Lebensmitteln versorgt.
Am 6. September läßt die Luftaufklärung den Versuch des Feindes erkennen, neue Truppen von Brest über Bialystok nach Warschau und von Lemberg—Lublin über den San und die untere Weichsel heranzuführen. Die Angriffe unserer Luftwaffe richteten sich daher am 7. September im wesentlichen gegen die Eisenbahnlinien und Weichselbrücken im Feindraum.
Am 8. September entrollte sich unseren Aufklärern auf der ganzen Front das Bild eines auf allen Kampfabschnitten in Gang befindlichen, in größter Unordnung vollzogenen Rückzuges. Durch den schnellen Vorstoß der deutschen Panzerverbände sind größere polnische Truppenmassen zwischen den Panzerverbänden und den deutschen Truppen eingekeilt. Sie versuchen, vollkommen regellos, einen Rückmarschweg über die Weichsel zu finden.

Unsere Fliegerverbände, kaum noch von feindlicher Gegenwirkung in der Durchführung ihrer Aufgaben gestört, sind von den frühen Morgenstunden an wieder bei ihrer gewohnten Arbeit. Wieder werden Eisenbahnziele, Kolonnen und Brücken angegriffen. Eine zusammenhängende Transportbewegung bei dem Feind ist nirgends mehr zu erkennen. Zu stark machen sich die Zerstörungen an den Bahnhöfen, Strecken und Brücken bemerkbar. Soweit überhaupt noch Transporte erfolgen, gehen sie vorwiegend in ostwärtiger und nördlicher Richtung. Eine Zusammenfassung der im Norden und im Süden stehenden Kräfte läßt sich nicht beobachten und ist auch kaum noch zu erwarten.

In der Hauptsache wird der Feind mit den Angriffen unserer Luftwaffe westwärts der Weichsel getroffen: aber auch auf Truppenansammlungen und Kolonnen ostwärts der Weichsel hageln die Geschoßgarben und Bomben der deutschen Flieger.

Die folgenden und darauffolgenden Tage bringen kein nennenswert neues Bild der Luftlage.

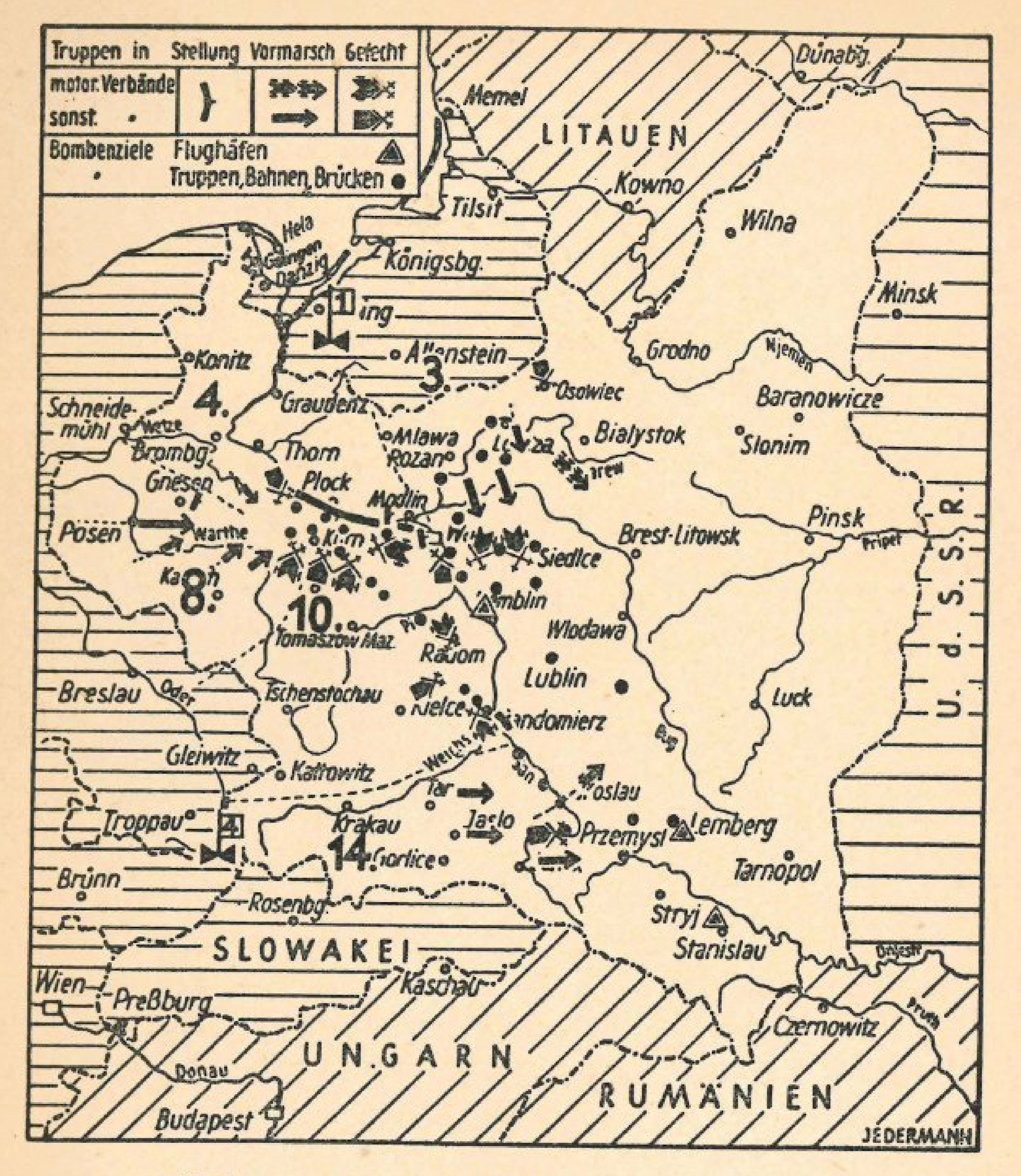
Die Erdlage läßt am 10. September die Einschließung feindlicher Kräfte in fünf voneinander getrennten Räumen erkennen:

1. Um Majdan zwischen San und Weichsel Teile von 4 bis 5 Divisionen.
2. Um Staszow Teile von 2 Divisionen.
3. Südlich Radom Teile von 7 bis 8 Divisionen.
4. Südwestlich von Warschau um Mszczonow und Zyrardow Teile von 8 bis 9 Divisionen.
5. Um Kutno—Gabin—Wyszogrod Teile von 2 bis 3 Divisionen.

Nachdem die in diesen Räumen eingeschlossenen feindlichen Verbände noch in den letzten Tagen zum Teil verzweifelte Durchbruchsversuche unternommen hatten, wurden diese jetzt immer schwächer.

Um den vergeblichen Kampf abzukürzen, warfen deutsche Flieger Flugblätter über den Eingeschlossenen ab, die über die hoffnungslose Lage der polnischen Armee Aufschluß gaben und zur Waffenstreckung aufforderten.

In dieser Phase des Kampfes trat plötzlich eine Wendung ein, die Polens Untergang zu beschleunigen verhieß: Sowjet-Rußland ließ durch seine amtliche Nachrichtenagentur die Meldung verbreiten, daß die Sowjet-Regierung „im Hinblick auf den deutsch-polnischen Krieg, der einen immer umfangreicheren und bedrohlicheren Charakter annehme, eine Verstärkung der Landesverteidigung und eine teilweise Einberufung von einzelnen Jahrgängen beschlossen habe".



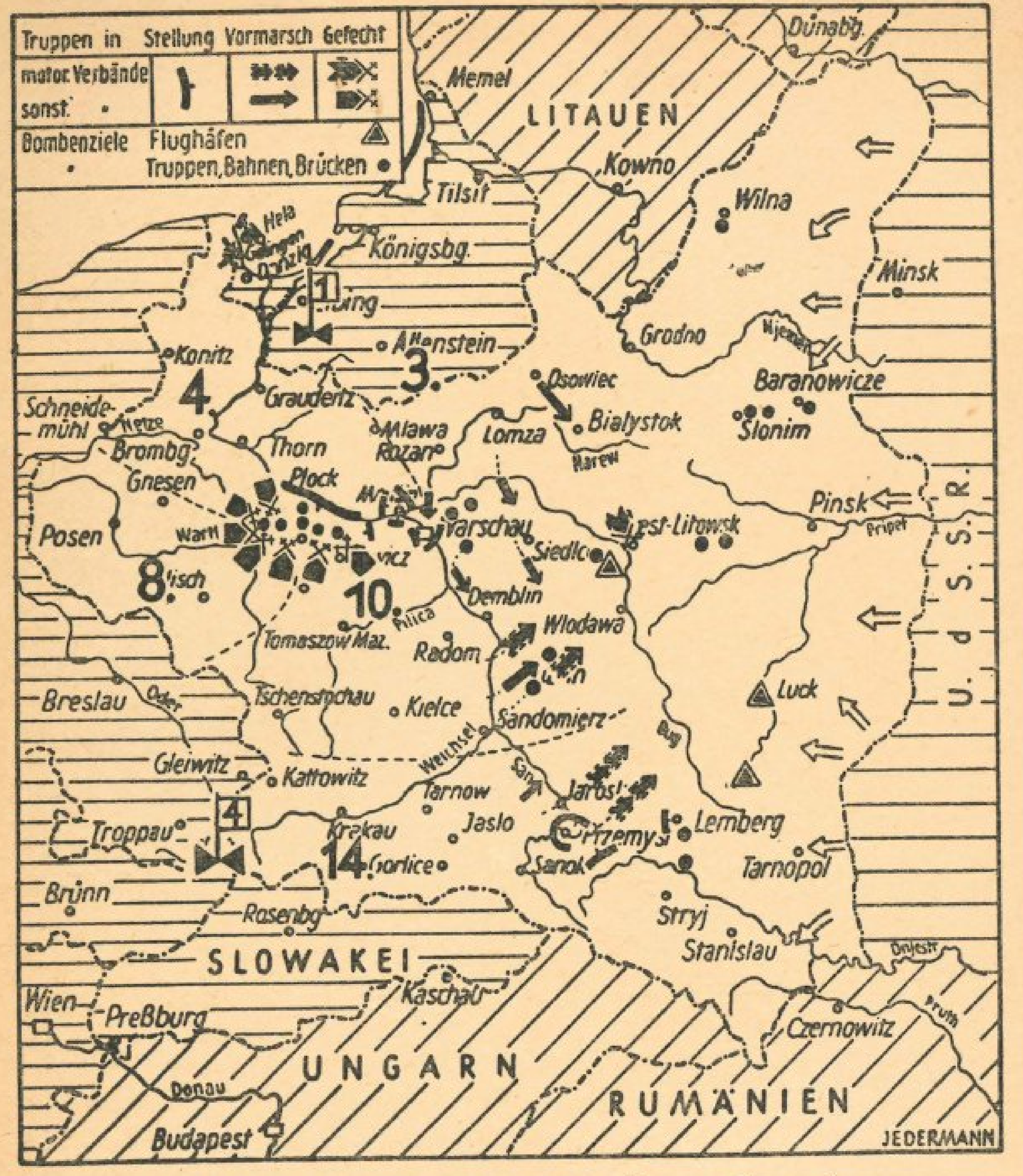
Erdlage und Luftangriffe vom 6. bis 11. September

Der 11. September fand die deutschen Flieger wiederum bei ihren gewohnten Aufgaben: Angriffe auf Eisenbahnen und Marschkolonnen. Der Schwerpunkt der Angriffe richtete sich gegen die aus Warschau von Praga herausführenden Straßen.

Die feindliche Fliegertätigkeit war außerordentlich schwach geworden. Trotzdem die eigenen Flüge zum Teil in nur 400 Meter Höhe durchgeführt wurden, trat stärkere Jagdabwehr nicht mehr in Erscheinung.

Die zusammenhanglosen Bewegungen der feindlichen Kolonnen ließen

keinerlei operative Gesamtleitung mehr erkennen. Der Feind befand sich augenscheinlich im Stadium der völligen Auflösung.
Über die Verluste der polnischen Fliegertruppe ließen sich jetzt schon Schätzungen anstellen, die ein Bild von deren nahezu völliger Auflösung vermittelten. Vor Beginn des Konfliktes mit Polen besaß die polnische Fliegertruppe etwa 400 Jagdflugzeuge, 120 Nahaufklärer, 180 Kampfflugzeuge, 200 leichte Kampf- und Aufklärungsflugzeuge, (Mehrzweckeflugzeuge), insgesamt 900 Flugzeuge.
Nach den Schätzungen seit Beginn des Feldzuges wurden 332 Flugzeuge, davon etwa 300 Jäger, vernichtet.
Die restlichen 32 verteilen sich etwa gleichmäßig auf Aufklärungs-, Kampf- und Mehrzweckeflugzeuge. Es konnten somit 110 Jagdflugzeuge, 110 Nahaufklärer und etwa 180 Mehrzweckeflugzeuge als noch in feindlichem Flugbetrieb vorhanden angenommen werden. Bei Zugrundelegung von 50 Prozent Ausfall infolge unvollständiger Aufrüstung und Reparaturbedürftigkeit war noch mit einem einsatzbereiten Bestand von 60 Jagdflugzeugen, 60 Nahaufklärern und 80 Mehrzweckeflugzeugen zu rechnen.
Das war gegenüber der deutschen Luftmacht eine mehrfache Unterlegenheit; das bedeutete das Ende der polnischen Fliegertruppe, das war die Kapitulation.
Inzwischen ging die große Schlacht in Polen westlich der Weichsel ihrem Ende entgegen. Die Südtruppe drang in Gewaltmärschen gegen und über den San vor. Nordostwärts Warschau war der Feind nach hartem Kampf geworfen. In der Verfolgung hatten unsere Truppen die Bahnlinie Warschau—Bialystock überschritten und mit vorgeworfenen Abteilungen die Bahnlinie Warschau—Siedlce erreicht. Beiderseits Przemysl vorstoßend, hatten Verbände der 14. Armee mit ihren motorisierten Teilen Lemberg erreicht; die Operationen in Südpolen fanden nur noch geringen Widerstand und gewannen rasch nach Osten Raum.
Die deutsche Luftwaffe hatte an den erfolgreichen Kämpfen der Heeresgruppen engsten Anteil. Unermüdlich, oft in mehrfachem Einsatz, belegte sie Eisenbahnlinien, rollendes Material, Bahnhöfe, marschierende und ruhende Kolonnen und im Kampf stehende feindliche Truppen mit Bomben und MG.-Feuer. Die Versorgung einer Panzerdivision mit Betriebsstoff und Munition wurde wiederum durch Teile der deutschen Fliegertruppe mit Erfolg durchgeführt. Ein Angriff auf einen



Erdlage und Luftangriffe vom 12. bis 14. September

feindlichen Flugplatz (Biala Podlaska) hatte dem Feind den Verlust von zehn Flugzeugen am Boden und einem Flugzeug in der Luft gebracht.
Während des ganzen bisherigen Feldzuges hatte ein außerordentlich schönes, sonniges Herbstwetter die Operationen auf der Erde und zur Luft begünstigt. Nun, da der Feldzug in Polen seinem Ende entgegenging, zog sich ein dichter Wolkenvorhang vor die Sonne.
Am 14. September war der Ring um die polnische Hauptstadt auch im Osten vollkommen geschlossen. Damit war das Schicksal Warschaus entschieden.

Zu diesem Zeitpunkt des Feldzuges ist man, wie zu dessen Beginn, versucht, sich wieder des großen Vorkämpfers des Luftkrieges, des Generals Douhet, zu erinnern. Bei seiner Beschreibung der „Großen Luftschlacht über Frankreich" bricht er die fesselnde Darstellung in dem Augenblick ab, in dem das Ziel des Luftkrieges, die Außergefechtsetzung der feindlichen Luftwaffe, erreicht ist. Die Städte im Feindland liegen nun schutzlos den Angriffen der gegnerischen Luftwaffe offen, die sich die absolute Luftherrschaft zu erkämpfen verstanden hat.
„Von diesem Zeitpunkt an", sagt Douhet, „bietet die Geschichte des Krieges von 19.. keinerlei Interesse mehr."
Operativ gesehen hat nun auch der Feldzug in Polen 1939 kaum noch Interesse. Die Vernichtung der polnischen Armee ist vollkommen, das Land zum größten Teil besetzt, die Regierung auf der Flucht ins Ausland.
Was jetzt folgt, ist Nachspiel:
Von Osten her rückt die Sowjet-Armee in Polen ein, um die ukrainischen und weißrussischen Teile Polens bis zu der mit der deutschen Regierung vereinbarten Demarkationslinie zu besetzen. Die von den deutschen Heerestruppen umstellten polnischen Armeetrümmer und die nach Osten flüchtenden Kolonnen werden durch unausgesetzte, trotz schlechter Wetterlage durchgeführte Luftangriffe weiterhin zermürbt und aufgerieben, im Hafen Heisternest polnische Kriegsschiffe durch Bomben versenkt und die Rundfunksender Wilna und Baranowicze durch Luftangriffe zerstört.
Inmitten des in Trümmer sinkenden, der völligen Auflösung entgegengehenden polnischen Reiches hält sich die Festung Warschau und verweigert die Übergabe. Die deutsche Heeresleitung richtet an den Kommandanten die Aufforderung, mit Rücksicht auf die in der Stadt befindliche Bevölkerung von nutzlosem Widerstand abzusehen. Um die Zivilbevölkerung über die wahre Lage Polens und die Sinnlosigkeit einer Verteidigung Warschaus aufzuklären, werfen deutsche Flugzeugbesatzungen 4500 Kilogramm Flugblätter über der Stadt ab. Umsonst! Der Kommandant der Festung befiehlt Widerstand bis zum Äußersten, läßt die Stadt durch Errichtung von Barrikaden zur Verteidigung herrichten und die Zivilbevölkerung bewaffnen.
Durch Artillerie und Bombenangriffe wird Warschau nach zwei Tagen zur Übergabe gezwungen.
Der Feldzug in Polen ist zu Ende.

In einer zusammenhängenden Schlachtenfolge gelang es, das Schicksal des polnischen Heeres bereits nach acht Tagen zu entscheiden. Über 450 000 Gefangene und 1200 Geschütze sowie ein unübersehbares Kriegsmaterial verdeutlichen die Größe dieses in der Kriegsgeschichte einzig dastehenden Sieges.
An ihm hatte die deutsche Luftwaffe entscheidenden Anteil. In enger Zusammenarbeit und Waffenbrüderschaft mit dem Heere hat sie ihre Angriffe nicht allein gegen die materielle, sondern auch gegen die geistige Kampfkraft des Gegners gerichtet und schließlich seine Moral zermürbt. Damit haben Luftwaffe und Heer in einem ewig gültigen Prinzip der Kriegführung gehandelt, dem Clausewitz eine klassische Prägung gegeben hat:

„Die kriegerische Tätigkeit ist nie gegen die bloße Materie gerichtet, sondern immer zugleich gegen die geistige Kraft, welche diese Materie belebt. Und beide voneinander zu trennen, ist unmöglich."

Quellenverzeichnis der Abbildungen

Gunter d'Alquen 1 • Associated Preß 6 (PK. Borchmann 1, PK. Dolliwa 1, Hartmann 1, Schmidt 1, PK. Stempka 1) Atlantic 2 • Hauptmann Gentzen 1 • Grabler 6 • Presse-Bild-Zentrale 14 (PK. 6, PK. Amphlett 1, PK. Platzek 2, PK. Wundshammer 5) • Presse Illustrationen Heinrich Hoffmann 2 • L. Rübelt 1 • PK. Ruge 1 • Scherl Bilderdienst 8 (PK. Platzek 1, PK. Schmidt 1, PK. Stempka 2) Weltbild 4 (PK. Hilscher 1, PK. Ruge 1, PK. Wundshammer 2)

*

Andere Bücher von

Peter Supf

Das Buch
der deutschen Fluggeschichte
Zwei Bände

*

Flieger sehen die Welt
Das neue Welterlebnis

*

Die schönsten Märchen
vom Fliegen

*

Lieder aus den Lüften
Gedichte eines Fliegers

*

Der Tod der Flieger
Novelle mit einem Nachwort
„Damals und später"

Gedruckt im Deutschen Verlag, Berlin

